

Die rote Feldpost.

Die Schiffe von Gödel und Nobiling waren gefallen; sie gaben Bismarck die äußere Veranlassung, das berüchtigte Gesetz vom 21. Oktober 1878, das Sozialistengesetz, durchzuführen. Dadurch war jedermann berechtigt, seinen Nächsten zu verdächtigen, zu denunzieren oder irgendwie an ihm Krger und Haß ungestrast auszutoben. Die Behörden, ein großer Teil der Industriellen und ängstliche Handwerksmeister taten Außergewöhnliches an Hege und Verfolgung.

In London gab Hans Most die „Freiheit“ heraus, ein Blatt, das zu zügelloser Gewalttat aufforderte, geeignet, die junge Bewegung durch eine falsche Taktik in ihren Zielen zu verwirren. Diese Zersplitterungsversuche mußten durchkreuzt werden. Fezt war strenger Zusammenhalt der Genossen untereinander geboten.

Sie nahmen in kleinem Kreise den Kampf gegen das hinterlistige Treiben und Wühlen der deutschen Polizei auf. Aus der Verborgenheit, Verachtung und Unsicherheit heraus wuchs der Sozialismus in den Köpfen und im Herzen seiner Anhänger. Tausend Pläne, Fragen, ferne Zukunftsbahnungen und wirkliche Taten entstanden aus seinem Geiste. Um diese sprudelnde Überfülle zu sammeln, zu ordnen und zu vertiefen, wurde die Gründung einer Zeitung notwendig: des „Sozialdemokrat“. Ende September 1879 erschien in Zürich die Probenummer.

Um der Zensur der deutschen Polizei zu entgehen, mußte eine Organisation geschaffen werden, die im verborgenen für eine geheime Beförderung des „Sozialdemokrat“ über die Grenze Wege zu finden suchte und die auch für die geheime Verbreitung des Blattes in Deutschland Mittel ersann und ausführte. Diese Organisation, die bei den überall durchbrochenen und unterdrückten Verbindungen der Parteigenossen jede Schwierigkeit zu lösen hatte, war die „Rote Feldpost“. Ihre Glieder zerstreuten sich über ganz Deutschland und das Ausland, und sie förderten einheitlich das Werk. Es war die junge Kraft des Sozialismus, der die „Feldposttruppe“ zu den Taten und Opfern stärkte, die sie leistete. Die gehässige Leidenschaft der Gegner zerbrach an der Aufopferung, der inneren Ruhe und dem Mute der Parteigenossen.

In dieser zwölfsährigen Periode der Feldpost hat sich zwischen Ernst und Kampf auch oft Gelteres ereignet, das uns heute als ein paar farbige Bilder im Frescogemälde des Sozialismus erfreuen

kam. Denn nach überstandener Gefahr waren es besonders die heiteren Geschehnisse, die in der Aufregung das Gleichgewicht gaben. In zwangloser Reihenfolge sollen nunmehr Schilderungen, Ernstes und Frohes, soweit sie meinem Erinnerungsvermögen noch eingepägt sind, gegeben werden.

Königsmörder und Wachtmeister. Anfänge des Schriftenschnuggels.

Die sozialdemokratische Bewegung in Konstanz, wo ich damals mein Domizil hatte, wurde infolge der öffentlichen Gehe stark gehemmt. Der Bevollmächtigte der Partei, Karl Schröder — der einige Jahre darauf in der Schweiz als Polizeispähel entlarvt wurde — ließ nach seiner Wreise in die Schweiz die Genossen in Misttrauen zurück. Im Jahre 1877 kam ein Zug von eifrigen Mitgliedern, so daß eine rührige Agitation entstand, die uns auch Verbindungen auf dem Lande brachte.

In Meersburg am Bodensee drängten die Genossen zur ersten Versammlung. Sie sollte am 12. Mai 1878 stattfinden; einen Tag zuvor war das Söbelattentat erfolgt. In Konstanz schwirrten ungeheuerliche Gerüchte durch die Köpfe, aber als ich in Meersburg ans Land kam, wußte noch niemand davon. Jedoch war im Nebenzimmer des Versammlungslokals ein Haufe Bauern, die mit drohenden Gebärden Unheil kündeten. Ihre Köpfe ließen die Prügel ahnen, die sie für uns bereit hielten.

Die Genossen harsten in bewegter Spannung auf den Beginn. Der Wachtmeister kam mit zwei Gendarmen und fragte nach dem Nebner. Ich stellte mich vor, da ermahnte er mich wohlwollend: „Machen Sie's nicht zu scharf, damit ich nicht eingreifen muß.“ Darüber beruhigte ich ihn und sagte, daß freilich drüben die Bauern Arges im Sinne hätten. Der Wachtmeister wandte sich gegen die Bauern und sagte: „Daß die nichts machen, dafür sorgen wir.“

„Was, den Kerl hilft man noch!“ schrien die Bauern. Die Versammlung hatte noch nicht begonnen, da zerstreuten sie sich.

Dennoch wurde die Versammlung fortgesetzt durch Müheleuten unterbrochen. Ein Bezirksrat Stadelhofer inszenierte die Zwischenrufe und verlangte immer wieder Auflösung der Versammlung. „Das ist meine Sache,“ endete jedesmal der Wachtmeister die Unruhen. Und er löste nicht auf.

Am Schluß kam er sogar auf mich zu und bot mir die Hand. „Na, die Sache wäre so übel nicht, jedoch findest du wenig Anklang bei der Gesellschaft,“ sagte er mit geringschätzigem Blick auf verschiedene Versammlungsteilnehmer, darunter auch der Herr Bezirksrat. „Übrigens,“ fuhr er fort, „wenn das dein verstorbener Vater wüßte, so würde er sich im Grabe umdrehen.“

Da erkannte ich in ihm einen Landsmann und Freund meines verstorbenen Vaters aus dem Schwarzwald und dankte ihm für seine resolute Fürsorge.

Die Genossen begleiteten mich und den Genossen Griesser aufs Schiff. Raun waren wir eingestiegen, stürmte eine Menschenmenge lärmend der Landungsstelle zu. „Raus muß er, raus muß er!“ schrien sie. „In den See werfen wir den Kaiser-mörder.“ Aber das Schiff trieb schon durchs Wasser, und die Mut der Leute tobte sich an den Meersburger Genossen aus. Der Bezirksrat hatte die Mut und den Mut durch ein Faß Bier erhöht und angefeuert. Auch Zöglinge aus dem dortigen Lehrerseminar stellten sich in die Sache der Ordnung.

Zufällig hatte ich am Tage des Nobilingattentats wieder eine Versammlung in Meersburg. Ich war eben im Schiff geborgen, als die Depesche in die Leidenchaften der Begner einschlug. Beide Male endeten die Genossen zwar nicht im See, aber sie erlitten und ertelien Prügel, die ihrer Überzeugung wert waren.

Einige Zeit darauf redete Dreesbach in Konstanz. Er verfehlte den Genossen, der ihn abholen sollte, und setzte sich allein in irgend eine Wirtschaft. Da waren Konstanzler Bürger und unterhielten sich laut und mutvoll über die Versammlung der Sozialdemokraten. Sie besprachen alle Möglichkeiten einer Verhinderung dieses unerhörten Vorhabens, zuletzt fand einer die Lösung: „Den Lumpen Dreesbach, den Faulenzer und Lagedieb, werfen wir einfach in den Bodensee.“

Währenddessen kam ein Wachtmeister zur Tür herein, stutzte und ging erfreut auf Dreesbach zu: „Wie geht es Ihnen, Herr Dreesbach, wie geht's in Mannheim?“

„Gut, ganz gut,“ erwiderte der. „Acht, man will mich hier um die Ecke bringen, in den Bodensee, wissen Sie.“

Der Wachtmeister lachte auf: „Die da? Die werfen noch nicht einmal a Kay in See.“

Da wurde es mäusestill und bald darauf menschenleer in der Wirtschaft, nur der Wachtmeister hörte aufmerksam auf die Worte seines Mannheimner Bekannten. Und am Abend verließ die Versammlung ungestört.

Am nächsten Tage aber wurde die Wirtschaft, in der die Versammlung stattgefunden hatte, mit Militärverbot bekräft.

Zur Übung einberufene Reservisten und Landwehrlaute befanden sich gerade in Konstanz. Obwohl sie am anderen Tage zur Entlassung kamen, wurde ihnen noch das Verbot im Kasernenhof bekanntgegeben. Die Leute hörten es und waren am Ende mit sich einig, wo sie ihren letzten Abend der Kameradschaft verbringen wollten. Ein munterer Schulmeister gab die Parole unter die Kameraden: „Seute abend Abschiedschoppen beim gefährlichen Wirt!“

Und wirklich hatte die verbotene Wirtschaft kaum Platz, die Wehrmänner zu fassen, die alle erklärten, sie wollten bloß den bösen Wirt kennen lernen.

Wir Genossen hatten unsere helle Freude an der Hilfsagitation der Militärbehörde. Es wurde manche Bekanntschaft an diesem Abend gemacht und manche Verbindung angeknüpft, die uns später trefflich zunutze kommen sollte.

Mitte Juli brachte die „Konstanzer Zeitung“ von unserem Lokalwirt das Inserat:

„Infolge der Attentate auf Seine Majestät den Kaiser und König ist und bleibt mein Lokal den Königsanbörnern verschlossen.“

Zu diesem Inserat hatten ihn die Logenbrüder, die bei ihm verkehrten, durch Boykottandrohung gezwungen. Wir aber waren so mit unseren Gedanken ohne äußeres Dach und Fach. Wir hielten jetzt unsere Zusammenkünfte in dem Schweizer Grenzort Kreuzlingen, im Gasthaus „Zur Krone“ ab. Aber da wurden die Konstanzer Genossen von der deutschen Polizei dauernd überwacht, so daß wir einen harmlosen Grund für unsere eifrige „Kreuzlinger Betätigung“ finden mußten.

Wir gründeten für Kreuzlingen und Umgegend eine Kranken- und Sterbefasse, und diese gewährte den Genossen nicht nur für ihre Sache Schutz, sondern sie entwickelte sich in Wirklichkeit zu einer nützlichen Einrichtung, die heute noch dort besteht.

In dieser Zeit kamen aus der Seegegend häufig Anfragen um Beschaffung von Schriften, die in Deutschland verboten waren. Ich erfuhr in Kreuzlingen, wo ich wohnte, daß in früheren reaktionären Zeiten Jean Philipp Becker und seine Freunde in der Druckererei Volkshalle in Kreuzlingen ihre Schriften druckten und heimlich in Deutschland verbreiteten. Da ließ ich mir Schriften aus der Volksbuchhandlung Hottingen-Zürich kommen. Zugleich legte mir der damalige Leiter der Volksbuchhandlung, Genosse Robert Seidel, die Frage vor, ob es möglich wäre, zweimal in der Woche einige Pakete ohne Revision über die Zollgrenze zu bringen, um sie auf deutschem Gebiet durch Postämter zu besördern.

Ich empfang die Pakete, und einige Genossen halfen mir, die Schriften unter den Kleidern verborgen über die Grenze zu nehmen. Den größeren Teil schmuggelte meine Frau im Kinderwagen. Da waren Kissen, Matratze und Bettchen angefüllt. Die Grenzbeamten achteten anfangs nicht darauf, schon weil sie bei solchen Durchsuchungen ihre Nase ängstlich schonten.

Aber später, als sie Erfahrung in unserem „Handwerk“ erworben hatten, spähten die Beamten mit allen Sinnen nach dem Verbote.

Der „Sozialdemokrat“.

Bald konnten die Postler der Kinderkutsche die Schriften nicht mehr fassen. Der „Sozialdemokrat“ war erschienen, und Ende September 1879 kam zu mir nach Kreuzlingen der Genosse Adolf Uhle — der heute in Argentinien für unsere Sache tätig ist — und stellte zwei Koffer vor mich hin, in denen die erste Nummer des „Sozialdemokrat“ verpackt war. Wir berieten mit einigen vertrauten Genossen, was zu tun, und machten uns am Abend noch ans Werk. Wir brachten die Koffer auf den Bodensee, fuhren in der Mitternacht suchend umher und fanden erst morgens gegen drei Uhr eine geeignete und gerade unbewachte Stelle zur Landung oberhalb Meersburg. Da versteckten wir auf dem Klecker eines Genossen unsere Ware. Der Genosse wurde noch davon in Kenntnis gesetzt, und wir fuhren in unserer Gondel zurück.

Morgens holte der Mann eine Fuhr „Klee“ in sein Haus. Am gleichen Tage kam ich mit dem Dampfschiff hinüber und holte die Koffer nach Konstanz. Hier wurde bei dem Wirt, der uns sein Lokal durch das Inserat verboten hatte, die Ware eingelagert und zum Versand fertig gepackt. Dort freilich suchte uns die Polizei nicht. Die Aufgabe der Pakete ging auf den Postämtern der Umgebung glatt vor sich.

Mit dem Reste der Zeitungen ging mein jüngerer Bruder auf die Reise. Auf dem Postamt in Singen wollte es der Zufall, daß ein für den Empfänger bestimmter Declabrezettel in dem Palet sich lockerte, zum Verluß herauspielte und gerade auf den Postschalter fiel. Mein Bruder besetzte den Zettel, aber der Beamte hatte es bemerkt und schöpfte Verdacht auf etwas Ungehöriges. Der Aufgeber ließ er zwar seiner Wege ziehen, doch fanbte er zur Verdammnis, denn bald wurde Bruder Hans von einem Berittenen eingeholt und nach Madoßzell ins Gefängnis gebracht.

Hans hatte noch eine größere Anzahl in Briefstüvers verpackte Einzelemplare bei sich. Man verlangte, daß er sie öffne, er lehnte dies aber ab, da die Briefe nicht sein Eigentum, sondern ihm zur Besorgung anvertraut seien. Schließlich erbrachen die Herren selbst die Briefe. Es hatte noch niemand eine Ahnung von der Existenz des „Sozialdemokrat“. Darum gab es seltsame Gesichtser, als er so unerwartet zum Vorschein kam.

Hans war ebenso „erkant“ wie die Herren und gab an, diese Dinge von „dem großen Unbekannten“ zu haben. Da er gerade ohne Arbeit sei, so habe er diese Besorgung gegen Entgelt übernommen. Dabei blieb er auch trotz aller Versprechungen und Anerbietungen, die man ihm machte. Er versprach aber feierlich, jenen Unbekannten,

den er in Konstanz wieder zu treffen hoffe, der Polizei zu überliefern.

Da das Blatt noch nicht verboten war, wurde Hans am sechsten Tage entlassen. Das Verbot aber wurde jetzt sofort gegeben. Damit war auch die junge Feldpost aus der Taufe gehoben. Das Kanonensieber hatte sie auch schon überstanden und entwickelte sich zu jener tapferen und umsichtigen Truppe, die fast zwölf Jahre lang die Machinationen der Polizei zusehender machte, diese mitunter in heilloser Aufregung verfolgte und anlässlich der Wohlgemuth-Affäre sogar den Züricher Polizeihauptmann bewog, zu mir zu stürmen mit dem Ausruf: „Himmelskrament, der Bismarck tobt wie a wältiger Stier. Er behauptet, Sie schmuggle de ‚Sozialdemokrat‘ nach Ditschland; un will üs Schwyzzer an de Ehrege.“

Die Geächteten.

Die Entdeckung des „Sozialdemokrat“ gab der Polizei und den Gegnern willkommene Gelegenheit, unsere Agitation zu stören. Gerade die uns so wertvollen Verbindungen auf dem Lande, wo wir noch am sichersten mit unseren Sendungen geborgen waren, wurden uns unsicher gemacht durch die schauerlichen Gerüchte über die Sozialdemokraten. Die Mären liefen durchs ganze Land und wurden immer farbiger und anschaulicher. Die Behörden schreckten die Leute vor Mithilfe und Unterstützungen ab; indem sie die Maßregeln gegen die erwischten Verbreiter der sozialistischen Literatur furchtbar ausmalten. Kasematten und Standrecht waren im Wadischen von 1849 noch in Erinnerung und wurden nun im Volksmund wieder mit uns in Zusammenhang gebracht. So sollten unsere Anhänger eingeschüchtert und die draußen auf dem Lande von uns loszutrennen versucht werden. Wer in kleinen Orten gehörte ungewöhnlicher Mut dazu, gegen die Leute allein zu unserer Sache zu stehen. Zudem erwuchs den Freunden alle Unbill aus ihrer Überzeugungstreue. Sie kamen fast immer ins Gefängnis, sie erlitten materielle Einbuße und nicht zuletzt seelisches Ungemach. Es geschahen viele ähnliche Zwischenfälle, wie ich hier einen herausgreifen will.

Auf der Insel Reichenau war der Genosse Grißer wegen Verdachts der Verbreitung verbotener Schriften verhaftet und von zwei Gendarmen nach Konstanz ins Gefängnis gebracht worden. Nach einigen Tagen hörte ich um Mitternacht ein schwaches Klopfen an meiner Haustür. Als ich öffnete, stand die Schwester des Verhafteten vor mir. In Sturm und Regen hatte sich das Mädchen in zweieinhalb Stunden zu mir geschlichen, damit man nicht bemerke, daß sie mich aufgesucht habe und daß eine Verbindung zwischen uns bestehe.

„Wissen Sie schon,“ fragte sie weinend, „daß mein Bruder an schweren Ketten in den Kasatter Kasematten liegt?“

Ich beruhigte sie, aber sie brach wieder in Tränen aus: „Der Ortspolizeier hat erzählt, man hätte ihn schon erschossen.“

Zuletzt hörte das Mädchen auf mich und wurde stiller. Dann erzählte es, es wäre in Reichenau für die Familie nicht auszuhalten, sie könnten sich bei den Bauern nimmer sehen lassen. Alles sei wütend, daß dieser Mensch eine solche Schande über die Insel bringe. Die Bürgerwehr, die man ihnen als Anerkennung ihrer Treue belassen habe, müßte nun die Räder ausziehen.

Die Reichenauer waren im Jahre 1849 dem Großherzog Leopold treu geblieben, und darauf war das Volklein sehr stolz. Die Verleumdungen und Abschreckungen, steht man, wurden den Leuten für die empfindlichste Stelle zurecht gemacht, man packte sie bei ihrer Jugend, bei Treue, Patriotismus, überall.

Allerlei Freunde.

Unsere Hauptstützpunkte waren in dieser Zeit nur persönliche Bekanntschaften, und diese versagten häufig. Manch ängstlicher Freund schlug einem die Türe vor der Nase zu. So erging es mir im schwäbischen Oberland. Da wagte sich der Gute, solange ich im Städtchen war, nicht mehr vor seine Klaus. Aber später wog derselbe Mann seine Schwäche durch Handreichungen reichlich auf.

Dt konnte uns auch unverständiger Überseher und Brählerei leicht verhängnisvoll werden. Da empfing mich ein empfohlener Freund der Sache mit dem Ausruf: „Pog Blit, das ist aber Zeit, daß endlich einmal einer kommt von der Sprit!“ Dann setzte er vergnügt die Unterhaltung fort: „Sagen Sie mir, wann es denn los geht. Bei mir ist alles vorbereitet, jeder meiner Leute hat seine Funktion zuerteilt.“

Er ließ sich auch nicht abschrecken und erklärte noch: „Die Gewehre von meinem Schwiegervater, der 1849 der Führer hier war, sind jetzt noch unter der Brücke versteckt.“

Als dann eine Bierreise durch das Schwarzwaldstädtchen von ihm unternommen wurde, um mich seinen Freunden vorzustellen, mußte ich ihm schließl. doch sagen, daß diese Art der Betätigung nicht geeignet sei, meine auf dem Bahnhof lagernden Zeitungskollis unauffällig an die Adressaten zu bringen. Als er später in einen Prozeß verwickelt wurde, benahm er sich weniger heldenhaft.

Dann gab es wieder Freunde, die ihre ganze Familie für unsere Sache gewannen und Opfer und Rat wußten, so oft man Hilfe brauchte. Vor allem die Familie Geß und Freunde in Offenburg waren an Opfernüt kaum zu übertreffen, und in kritischen Tagen war ich sicher, dort stets sicheres Quartier zu finden.

Im Schutze der Obrigkeit.

Unsere Reisen waren am ungefährlichsten, wenn wir so schlicht und solid auftraten wie jeder andere ordentliche Staatsbürger. Ein Schlapphut oder gar eine rote Krawatte konnte uns nur verdächtigen. Am besten erging es uns, wenn wir uns im Bahnhof oder in den Gasthöfen möglichst in der Nähe und unter den Augen der Gesehwächter aufhielten. Nervöse Leute oder solche, die glaubten, man sehe ihnen ihre Mission vom Gesicht ab, waren für diesen Dienst nicht zu gebrauchen, sie richteten nur Konfusionen an.

In Singen rief mir mein Vetter, der Schaffner B., zu: „Sachement, Sepp, paß uff, da vorn sitzt der Staatsanwalt Fieser und fährt nach Offenburg!“ Das war mir sehr angenehm. „Zeig' mir sein Coupé,“ sagte ich und setzte mich an die Seite des Staatsanwaltes.

Im Marktgräfler Land fragte ich um Rat, wo ich am kügsten absteigen könnte. Lachend riet man mir:

„Z' Müllen in der Pofcht,
Lustig saggermoscht,
Trinkt me nit e guete Mij,
Gohlt er nit wie Baumöl is!
Z' Müllen in der Pofcht!“

Und dort war ich gut und sicher aufgehoben.

Ein andermal setzte ich mich nach getaner Arbeit in die Honoratiorenstube des „Zahrer Stutenden“. Im „Herrenschlößli“ waren der Amtmann, der Posthalter, der Apotheker, der Birgermeister und noch einiges „bessere“ Schreibervolk, einige Handlungsreisende und ich.

Badische Beamte und bessere Bürger waren in der Regel national-liberal. Einige auch ultramontan. Diese konnten sich dann nur durch viel Aufgebot von Gemüt und Mij in der Günst der Tischgesellschaft halten. Da wurde national-liberale Politik gemacht und darunter schwarz-weißliche Witze eingeschoben.

Nun saß ein Reisender da, der in allen Tonarten Eugen Richters Neben aus dem Reichstag variierte. Von Glas zu Glas wurde er mutiger und freute sich der Gelegenheit, es den Beamten zu „zeigen“. Als sein Rabulistikimus immer feuriger wurde, sagte ich: „Herr Weckerle, das hätte ich Ihnen doch nicht zugetraut. Sie scheinen ja ein leidhaftiger Sozialdemokrat zu sein.“

Da wurde Herr Weckerle blaß. Schnell sagte er zu mir, indem er mich vorwurfsvoll ansah: „Herr Hobapp (so hieß ich den Abend), wie können Sie mir so etwas von mir denken. Mit dem Gestindel will ich nichts zu tun haben.“

Ich erwiderte: „Ich denke nichts Schlechtes von Ihnen, aber Ihre Neben sind doch so, wie sie die Sozialdemokraten machen sollen.“

Da beteuerte der Herr seine Unschuld, sehr hitzig, und fragte zuletzt, ob ich wohl einer von der geheimen Polizei wäre!

Die anderen Herren hielten mich für einen Spasvogel, lachten ihn aus, und ich beruhigte ihn. Nach einer neuen Flasche Noten schonte er sich mit mir aus, fiel mir um den Hals und gestand mir nicht seine heimliche Liebe, aber eine gewisse Verehrung für die Sozi. „Verraten Sie mich aber nicht!“ setzte er hinzu.

Nach solchen Exkursionen war man aber doch froh, wenn man ohne verborgene Aufregung wieder „harmlos“ bei der Tischgesellschaft der Freunde sein konnte.

Wir hatten uns die ersten Wochen recht und schlecht mit unseren sehr beschränkten materiellen und sonstigen Hilfsmitteln durchzufinden gesucht.

Mittlerweile hatte dann Genosse Julius Motteler das Kommando der „roten Feldpost“ übernommen. Er setzte alles daran, die Maschen des Verbindungsnetzes weiter zu spinnen und die weiteren Mittel zu kräftigen.

Schweizer Staatsstreicher und deutsche Grenzüberschreitungen.

Der Sammelpunkt war nun vorhanden. Merorts im Reiche erwachte immer mehr die Lust und der Mut, den Kampf mit der brutalen und fanatisierten Gegnerschaft aufzunehmen.

Die Nachfrage nach dem verbotenen Parteiorgan ward von Woche zu Woche lebhafter. Der Stab in Zürich fand tatkräftige Hilfe und Unterstützung bei Schweizer Freunden, von denen nicht wenige unsere dankbare Erinnerung verdienen. Die Mitgliedschaft der deutschen Sozialisten im Bunde mit den Österreichern bekundete einen wahren Feuereifer in dem Bestreben, uns nützlich zu sein.

Die Arbeit im „roten Postamt“ war sehr aufreibend und konnte nur mit großer Umsicht und Gewissenhaftigkeit bewältigt werden. Zur Sicherheit der Korrespondenz waren absolut zuverlässige Deckadressen notwendig. Viel Vorsicht war erforderlich, die dazu geeigneten Personen auszuwählen. Die Aufregung im Dienst hörte nie auf. Zimmerfort mußte man sich den Gedanken gegenwärtig halten, daß eine noch so geringe Nachlässigkeit unsere Wege zerstören und über die Betroffenen im Reiche viel Leid und Elend bringen konnte. War es schon gerade genug an dem Unheil, das der leidige Zufall herbeiführte.

Bohnmungs- und Ortswechsel, Entlassung aus der Arbeit, Todesfälle, Haussuchung, Briefsperrre und anderes mehr machten fortgesetzte Adressänderungen nötig. Da galt es dann nach allen Richtungen hin, wo Sendungen an die brenzlich gewordenen Adressen unterwegs waren, Zurückhaltungen und Anordnungen aller Art zu

treffen. Mitten aus fieberhafter Tätigkeit heraus wurden oft Reisen nach allen Ecken hin nötig.

Die Sendungen innerhalb der Schweiz selbst an die geeigneten Grenzstationen zu befördern, war schon gar keine leichte Sache. Es war nicht nur nötig, den von der deutschen Polizei bezahlten Spähkeln in Zürich und an den Grenzen die Sache verborgen zu halten, sondern auch vor den schweizerischen Bahn- und Postbeamten war Vorsicht geboten.

Die deutsche Polizei machte sich nämlich auch an diese heran, besonders in der Nähe der Grenze, und nicht alle waren unzugänglich. Viele waren wohl auch selbst heftige Gegner unserer Sache, und so entsprach der „Liebesdienst“ ihren Privatneigungen.

Aus dieser Zeit stammt auch die nachstehende Schilderung einer Thurgauer Korrespondenz der Züricher „Post“ aus dem Jahre 1880. Der Arbeiter Sch. war bei mir beschäftigt, und die Hausfuchung galt darum mehr mir:

Ich bin in der Lage, Ihnen eine Geschichte zu berichten, welche nur komisch wäre, wenn sie nicht auch einen sehr ernsten Hintergrund hätte. Der Arbeiter Sch. in Kreuzlingen, ein Schweizer Bürger, begab sich am 20. April nach Konstanz, wo er in angetrunkenem Zustand auf der Straße einen Schuhmann anredete. Er soll den letzteren gefragt haben: „Nicht wahr, Sie sind Schuhmann?“ Die Antwort lautete: „Ja.“ „Und ich,“ fuhr Sch. fort, „bin Sozialist; wissen Sie, der Staatsstreich kommt doch, ich weiß es.“ Diese Worte eines Betrunknen genügten, die deutsche und thurgauische Polizei zu alarmieren. Beide scheinen vergessen zu haben, daß der „Staatsstreich“ doch die Revolution von oben, nicht von unten bedeutet, und der gute Mann Sch. hiervon also kaum etwas wissen konnte. Sch. wurde inquiriert und auch ein früherer Meister desselben ins Verhör genommen. Die nächste Folge aber war — und das ist der wesentliche Punkt —, daß nun auf Gesuch des großherzoglichen Untersuchungsrichters in Konstanz der Statthalter des schweizerischen thurgauischen Bezirks Kreuzlingen in Kreuzlingen selbst, wo Sch. in Arbeit gestanden hatte, eine Hausfuchung vornehmen ließ, angeblich mit Zustimmung des Sch., der wahrscheinlich, weil er dachte, man werde bei ihm nichts Kompromittierendes finden, diesen Weg nicht unbedenken fand. Wie aber, frage ich, darf bei einem Schweizer Bürger einfach Hausfuchung gepflogen werden, wenn eine auswärtige Behörde hierfür ein Gesuch stellt? Zudem war bei dieser Hausfuchung neben dem thurgauischen Landjägerkorporal ein deutscher Polizeifergeant in Zivil zugegen, so daß also, ließe man diesen Fall als normal gelten, in Zukunft die deutsche Polizei auf Schweizergebiet Hausfuchungen mit vorzunehmen als berechtigt erschiene. Bei

der Hausfuchung nahm man einige Zeitungen und Broschüren weg, die der deutsche Polizist zu sich steckte, ohne auch nur den Empfang zu quittieren. Mit welchem Recht darf die deutsche Polizei das Eigentum eines Schweizer Bürgers auf Schweizer Gebiet konfiszieren? Wegen der Konsequenzen sollte dieser Vorgang ernstlich beachtet und von den kompetenten Behörden das Nötige gegen seine Wiederkehr angeordnet werden.

Bis jetzt haben die schweizerischen Behörden noch nichts gegen diesen Eingriff getan und sollen sich demnach nicht wundern, wenn die Schweiz mehr und mehr als deutsche Provinz angesehen und behandelt wird. Die Folgen sind leicht abzusehen.

Allerlei Schmuggler.

Unter den verschiedensten Formen und Deklarationen, auf Umwegen gelangten die Sachen an die Grenzorte. Dort die geeigneten Leute für den Grenzschmuggel und die Verbindungen für die Weiterbeförderung zu finden, brachte dem „roten Postmeister“ Schwere Stunden. Die schweizerische Grenzbevölkerung in ihrer Mehrzahl war uns in keiner Weise freundlich gesinnt. Auch vor dieser mußten wir uns sehr vorsehen. Wie überall in Grenzbezirken, so hatte sich da viel zweideutiges Volk angesiedelt, und die Schweizer Landjäger, Gerichte und Bevölkerung hatten ihre liebe Not mit dem Abhub. Darunter hatten aber auch wir zu leiden. Anerkannt muß werden, daß die oberen Behörden doch im allgemeinen einsichtig waren. Bei der Regierung des Thurgauens, in Frauenfeld, wurde von der deutschen Behörde angefragt, ob man den B. und noch einige dazu nicht aus dem Grenzbezirk verweisen könne. Der Statthalter des Bezirks mußte Bericht nach Frauenfeld über die Leute geben. Wie mir der Statthalter selbst eröffnete, lautete der Bericht:

„Die Betreffenden seien fleißige und solide Geschäftsleute und Arbeiter, und es liege kein Grund zu einem Vorgehen vor. Wenn die deutschen Behörden allerlei andere Elemente über die Grenze nehmen möchten, wäre das wohl angebrachter.“

Eine körperverlethliche Rede.

Wie sich indessen die Bevölkerung zu unserer Sache hielt, mußte Freund Tauscher einmal an seinem Leibe erfahren. In einem in Kreuzlingen gehaltenen Vortrag hatte er darauf hingewiesen, wie wenig republikanisch es sei, daß die Schweizer Grenzpolizei der deutschen Behörde gegen die Sozialisten öfter Handreichungen leistete. Gerichtsnotar Jehnder beichtigte dann Tauscher und die Genossen als Störer der freundschaftlichen Beziehungen und hielt eine Heftansprache, die sich sofort in Laten umsetzte. Es entstand ein wilder

Lumult, die Türe wurde von der fanatisierten Prügelgarde abgesperrt, und unsere Genossen, die in der Minderzahl waren, mußten vor den eigenen Arbeitsbrüder zu den Fenstern hinausstüchten.

Der Vorsitzende in dieser Versammlung war der später in Stuttgart als Polizeispöbel erkannte Schreiner Christian Waiblinger. Dieser Bursche — damals noch als eifriger Genosse geltend — hatte freilich die Schweizer durch einige recht unangebrachte Bemerkungen gereizt.

Und anderen Tages kam Lauscher ohne Hut und Schirm, mit zerrissenem Rock und Beulen am Leibe in Zürich an.

Vom Teilen.

Nach Feierabend saßen der Landjäger Burkhardt, die Wirtin, der vielbeschäftigte und angesehenere Tierarzt Hausmann und ich an einem Tische. Der Tierdoktor war ein Kannegießer, der seine politische Einsicht nimmer und vor niemanden zurückhalten konnte. In diesem Abend begann er also: „Bi m' Syd, jeh häm mer nit nur dia Wanderprediger von denna Schündler und Sektierer und funschet allerhand Gfindel, jeh siha au noch dia Chalba von düttsche Sozialdemokratie in uesterem Kanton Thurgau.“

„Das sind aber doch ganz ordentlich Lüü,“ meinte der Landjäger. „Was, ordentlich Lüü,“ rief der Tierarzt, „Gehalunke sind's! Frässe, sufa und sulänge wölle si, de Mische d' Sach näme und j'letstet muas d' Gemeind si verhalte. Do drübe wohnt au so a Chog, der goht als am Sunndig go predige und d' Arbeiter ushege. Aber d' Gränz sollt ma bene Chlänkl (Strolch) uspeitsche.“

Die Wirtin biß die Zähne zusammen, um das Lachen zu verhalten und sah mich belustigt an.

„Wer isch denn dös?“ fragte der Landjäger.

„I kenn den Lump nit, aber B. heist er und da drübe bim Nutzhäuser wohnt er.“

„Jeh höret Se aber, Herr Doktor,“ fiel da der Landjäger ein. „der Herr B. wohnt grad unter mir, dös isch lei Lump. Von freih fünf bis in d' Nacht schafft der Mann, und dem kann mer nit nachsage. A Sozialdemokrat isch er friekt, aber er nimmt niemand was weg.“

Ich fragte den Tierarzt, ob er wisse, was die Sozialdemokraten wollen.

„Teile wölle sie,“ war seine Antwort. „Jarwohl, im Programm glich zöberst im Paragraph eins stoht's drin.“

Ich nahm aus meinem Taschenbuch ein Programm, gab es ihm und stellte mich vor. Erstaunt sah er mich an und sagte höflich: „Ja, so, Sie sind der Mann, ja Sie kenn i schon lang vom Ansehe.“

Sie möcht i kein Lump heisse. Komme Sie morgen zu mir, Sie bekomme a Bestellung von mir und müsse mi Djeerant werde.“ Er hielt sein Wort und empfahl mich außerdem, wo er konnte, bei seinen Bekannten.

Sturmfahrten.

Gegen Ende des Jahres 1879 waren wir so weit, daß an der Grenze entlang von Lindau bis Konstanz und von da bis Basel eine Reihe von Schmutzposten vorhanden waren, die ziemlich regelmäßig befördern konnten. Auch nach Österreich wurde über Vorarlberg ein Weg benutzt. Unfälle hatten wir in dieser Zeit nicht, doch ganz glatt lief es auch nicht immer ab. Häufig wurde auf dem See die Landung unmöglich gemacht oder unsere Plätze waren von Grenzjägern bewacht. In solchen Fällen mußten wir verborgen warten, bis die Grünvöcke sich entfernten. Das dauerte oft lange und bange Stunden. Da die Mitwirkenden fast alle verheiratet waren, so wurden das auch unruhige Stunden für die Frauen zu Hause.

Es gab auch andere Zwischenfälle, die die Rückkehr verzögern konnten. So, wenn wir noch auf Schweizer Boden von uns übelfinnten beobachtet oder überrascht wurden. Da lag denn allemal die Bestrehung vor, daß wir über die Grenze signalisiert worden waren. Wir mußten neue Wege suchen, um die Leute in Täuschung zu halten. Bei Nebel konnte es vorkommen, daß man trotz Kompaß auf dem See im Kreise herumgondelte und stundenweit ober- oder unterhalb der gefuchten Landungsstelle herauskam. Nicht selten brach Sturm los, und es gelang nur mit dem Aufgebot aller Leibkräfte, sich der wachsenden Wogen zu erwehren. Manchmal schlug eine Welle über das Boot hinweg, daß man sich schon im See verloren fühlte. Aber wir hatten das Glück, das Unwetter austoben zu hören, wir waren heil, nur die Mäder und unsere zerschundenen Hände verrieten den Kampf.

Heute weiß ich noch, wie meine Frau mit Zittern und Jagen auf meine Heimkehr wartete und keinen Schlaf finden konnte. Und so war es auch bei den anderen. War's vorüber, war die Freude groß, und keine hatte den Mut verloren oder je den Versuch gemacht, den Mann zurückzuhalten. So tief und gründlich wurzelte der Haß und die Verachtung gegen die unsinnige Unterdrückung und gegen ihre brutalen Schergen.

Bei Mondenschein.

Bei solch einer Mitternachtsfahrt hinderte mich einst ein Abenteuer an der eiligen Besorgung meiner Aufgabe.

Ein Graf Douglas besaß eine Villa am Ufer des Bodensees. Dort fornte sich eine Bucht, die für uns wie geschaffen war, und

dahin steuerte ich mein Fahrzeug. Es war eine mondhelle Nacht, der ganze Seespiegel breitete sich wie beleuchtet hin; es stieg ein wunderbares Leben aus dem Maunen des Wassers heraus, so poetisch — für mein heimliches Schwärmen, aber sehr gefährlich.

Ein Vertrauter wartete am Ufer, die Sachen in Empfang zu nehmen. 50 bis 60 Meter von der Landung entfernt, bemerkte ich sein Zeichen, daß ich einfahren könne. Mählich schlugen Doggen an. Ich horchte und sah hin. Da stand hinterm Gartenzaun der Graf, mit der Flinte am Kinn, und brüllte auf den See hinaus: „Ihr Galunken, ich werde euch eins auf den Pelz brennen!“

Lautlos ruderte ich zurück.

Graf Douglas hat den Schuß nicht getan.

Eine Stunde später gelang mir weiter unten die Landung. Der Gefährte erzählte: „Douglas hat Diebe vermutet, denn vor einiger Zeit ist bei ihm eingebrochen worden.“

Kleine Beute.

Dieser stille Platz war jetzt unsicher geworden. Da die Stelle aber zu schön war, versuchten wir später wieder, dort zu landen. Das erstemal ging es auch gut ab. Als aber das zweitemal die Ballen schon am Lande lagen, erscholl von links und rechts aus dem Weidengebüsch ein fürchterliches Geschrei.

Von beiden Seiten stürzten Grenzjäger hervor. Wir erreichten noch die Gondel und ruderten davon. Aber die Ware mußten wir zurücklassen.

Die Grenzer hatten auch einen Kahn in Bereitschaft. Sie bestiegen ihn und folgten uns nach. Doch erst in der Nähe des Schweizer Ufers holten sie uns ein. Gesehlich konnten sie uns hier nichts mehr machen. Sie versuchten nur, uns zu rekonoszieren. Wir nahmen die Ruder hoch und erklärten den Herren: „Wenn ihr nicht umkehrt, dann stoßen wir euren Kahn um!“

Sie gehorchten, fuhren langsam zurück und wollten nun die Ware kapern. Doch, o wehe, es war nichts mehr da. Unsere Posten drüben hatten mittlerweile, von Geschrei und Wasserplätschern unbehindert, die Ballen geborgen.

„Kruzikürken,“ tobte ein Grenzer, „jetzt nach, daß wir wenigstens die Klunker noch erwischen!“ Aber auf dieser neuen Jagd blieben ihnen die Krallen wieder leer.

Ein kleines Mäuschen war im Trubel liegen geblieben. Dieses Ding wurde am anderen Tage in der „Konstanzer Zeitung“ zu einem großen Fange aufgekauft.

Daß ihnen der Hauptbraten entgangen, hatten die Ursinbröde distret verschwiegen.

Züricher Postbeamte.

Ging das Schmuggeln rasch vonstatten, dann kamen die Leser verhältnismäßig bald in den Besitz der Lektüre. Bei Störungen aber waren Verzögerungen nicht zu vermeiden. War der „Sozialdemokrat“ glücklich über die Grenze gebracht und geborgen, so begann eine andere Arbeit: die Verpackung und der Versand nach allen Orten Deutschlands. Dies mußte in so vielerlei Art vor sich gehen und war darum oft schwieriger und gefährlicher als der Grenzschmuggel.

Hatten wir an der Grenze für den Durchgang und die Weiterbeförderung zu sorgen, so fiel dem „Postamt“ in Zürich die Überwachung dieser Arbeit und die Zufuhr bis zur Grenze zu. Sie hatten für die Sammlung der Genossen im Reich zu wirken und für Tausende von Deckadressen zu sorgen. Motteler, dabei unterstützt von seiner Frau — von den Genossen die Tante genannt —, leistete darin, was er vermochte. Als erste Hilfe waren dort der Schriftfeger Adolf Uhe und Genosse Emil Szymanowski, dann der frühere Parteisekretär Karl Derossi. Hatte Motteler das Ganze zu überwachen und die Korrespondenz mit seinen „Seelbwen“ und „Selbjägern“ — wie die Grenzleute von ihm genannt wurden — zu führen und ihnen Anregung und Anleitung zu geben, so fiel Derossi die Korrespondenz mit den Genossen über die Verbindung im Reich zu.

Vielen Parteigenossen im Reich wird seine überaus kleine und zierliche Handschrift noch in Erinnerung sein. Er war eine Erfindungs- und Künstlernatur. Unausgeseht beschäftigte er sich mit der Entdeckung von Chiffren und einer chemischen Geheimschrift. Auch baute er sinnreiche Apparate für die Komposition und Auflösung der Chiffren. Ebenso große Aufmerksamkeit verwandte er auf die Herstellung neuer, abwechselnder Patetformen, und baute außerdem jahrelang an einem Luftschiff.

1884 wanderte er nach Amerika aus, wo er 1910 gestorben ist. Sein Nachfolger wurde Genosse Joseph Zoos, der unermülich bis zum Schlusse der Feldpost auf seinem Posten tätig war. Daß er neben der Postarbeit in freien Stunden sich der Mühe unterzog, einigen von uns Unterricht in Englisch und Französisch zu geben, ist unserem Tauscher nach der Ausweisung in London sehr zufließen gekommen.

Die in der Druckerei beschäftigten Genossen Richard Fischer, Leonhard Tauscher und Hermann Schlüter waren stets zur Hand, wenn Hilfe nötig war, nicht minder mit Rat und Tat die Genossen Vollmar und Eduard Bernstein, und besonders eifrig betätigte sich auch der leider viel zu früh aus dem Leben gegangene Schweizer Konrad Conzett.

Zwischenfälle.

Eine große Anzahl in Deutschland zerstreut lebender Parteigenossen erhielt das Blatt nicht mit den größeren Sendungen, sondern einzeln im Briefkuvert. Diese wurden besonders über die Grenze gebracht. Eines Tages stellte sich Motteler, begleitet von Uhle, bei uns an der Grenze ein. Motteler wollte die Grenzverhältnisse kennen lernen. Bei dieser Gelegenheit brachten sie die sogenannte kleine Briefpost mit, um sie selbst zu besorgen. Uhle hatte unter seinem Überrock eine Anzahl provvisorischer Taschen anbringen lassen, um die Briefe darin zu verstecken. Als die beiden gerade an der Grenze und nur wenige Schritte von dem wachhabenden Grenzdüger entfernt waren, plagten Uhles leicht eingenähte Taschen. Die Briefe fielen zu Boden. Motteler, rasch besonnen, blieb mit dem Rücken gegen den Grenzer gekehrt stehen und begann eine lebhaft unterhaltung. Zugleich breitete er seinen Mantel weit aus. Unter solchen Gesten konnte Uhle seine Briefe, vom Grenzer unbemerkt, auflesen und wieder verbergen. An der Grenze blieben sie unbehelligt.

Abends hatten wir dann in meiner Wohnung in Kreuzlingen eine Beratung über künftige Versuche und Ausführungen. Plötzlich sagte meine Frau, daß der „Windhund“ — diesen Spitznamen hatten wir dem Kriminalsergeanten Dornbach aus Konstanz gegeben — uns Haus herumzuschleichen. Motteler und Uhle wollten beim Verlassen des Hauses nicht gesehen werden; wir mußten also den Windhund zur Flucht bringen. Die Eingangstür lag im Erdgeschoss. Als der Windhund sich dort einige Augenblicke hinstellte, nahm meine Frau den vollen Spülkübel, öffnete rasch die Türe und goß das fettige Wasser nach dem Manne. „Dies für die Wacht am Rhein!“ rief sie dem Windhund nach.

In den nächsten Tagen hatte ich wieder das Vergnügen, einem Wachmann sachte zu entgehen.

Auf einer Rückfahrt nach erledigter Arbeit spazierte ich auf dem Bahnhof in Radolfzell umher und erwartete den Verbindungszug. Ein Konstanzener Schuhmann tat dasselbe. Er musterte mich fortgesetzt, und als ich einstieg, kam er auch zu mir in mein Compé nach. Hier betrachtete er mich nochmals von oben bis unten. Endlich sagte er sich ein Herz und fragte: „Nicht wahr, Sie sind Herr Belli?“ Ich bejahte; da sagte er: „Mit Ihnen ist etwas nicht in Ordnung. Ich glaube, es hat etwas im Fahndungsblatt gestanden. Sie sind ein sozialistischer Agator, jetzt weiß ich aber nicht, soll ich Sie verhaften oder nicht.“

„Das ist doch sehr einfach,“ gab ich zurück; „wenn wir nach Konstanz kommen, so ist dort, wie immer, wenn ein Zug ankommt, der

Wachtmeister auf dem Perron. Da fragen Sie dann eben, was mit mir zu tun sei.“ Damit war der Wiedererzürten. Der Wachtmeister war richtig am Perron. Der Schuhmann stieg schnell aus; ich stieg auf der anderen Seite gleichfalls eiligst hinaus, ging den Zug entlang und befand mich dort auf Schweizer Gebiet. Die zwei Postkisten suchten wie toll den Bahnhof ab.

Einmal lief ich auf dem Perron des Bahnhofes in Schaffhausen auf und ab, um den Genossen Adolf Geck zu erwarten. Da hörte ich hinter mir meinen Namen nennen. Ich drehte mich um und sah zwei Grenzer, einen deutschen und einen schweizer. Ich fragte, was man von mir wünsche, und da sagte mir der deutsche Grenzer, daß er seinem Kollegen soeben erzählt habe, daß ich vor einiger Zeit in Singen in den Schwyler Zug umgestiegen sei, da habe ihm der dortige Gendarmerie besagt: „Das ist der Belli, der die sozialdemokratischen Sachen besorgt, den sollte man festnehmen, aber mir fährt er wohl davon.“

Unter den vielen, die uns zur Seite standen, gab es, wie überall, auch etwas sonderbare Heilige. In einem Städtchen des Kantons Saint Gallen arbeitete ein eifriger Genosse aus Schwaben. Besonders eifrig war er darin, uns Ermahnungen, Tadel und gute Ratschläge zu erteilen. Fast jede Woche brachte solche von ihm.

Den Mann muß man einmal unter die Kombattanten einreihen, sagten wir uns. Für Österreich bekam er eine Sendung, berechnet, daß ein Mann sie durchbringen konnte. In der Nähe von Rheineck gelang ihm das ohne Zwischenfall. Schon über die gefährliche Zone hinaus, wanderte er dahin. In der Ferne war der wallende Federbusch eines k. k. Landjägers, der sich um die Jöllnerer nicht kümmerte, zu sehen. Und nun ereignete sich der seltene Fall, daß ein Schwabe, der sich nicht fürcht, sich dennoch fürcht. Der Tapfere trat die Meltrade an. Die aufreißerische Literatur versenkte er in den Fluten des Rheins. Ungehindert hätte der Schlauchkopf dieselbe Herübernehmen können. Gestan hat er's aber, „um uns Meinfall und Blamage zu ersparen“. So schrieb er uns selbstbewußt und voll Stolz auf seine Gewandtheit.

An der Grenze waren Instruktionen zu geben. Ich konnte nicht abkommen. Ein Student und nüttiger Parteigenosse wurde damit betraut. Hoherfreit über unser Vertrauen machte er sich reisefertig. Er war schon auf dem Wege zur Bahn, da kam er nochmals zurück. „Ja, aber einen Revolver müßt ihr mir mitgeben. Wenn es schief geht, will ich nicht wehrlos sein.“ Sehr beleidigt war der Herr, als ihm bedeutet wurde, daß er da Unflinn rede. Gehe es gut, brauche er keine Waffe. Gehe es schief, helfe sie nichts und könne nur zum Unheil dienen.

Als er wieder zurück kam, gestand er mir, er habe doch so ein Ding geborgt und mitgenommen. Daß ihn Freund Hansen an der Grenze darob flüchtig ausgelacht, das hat er mir nicht gebeitet!

Sestgenommen.

Eigentlich Gewisses hatte die Polizei Ende 1879 und Anfang 1880 gegen mich noch nicht in Händen. Ich wagte darum, wenn die Not an Mann ging, bei Nacht immer noch einen Gang nach Konstanz.

Einige Genossen und ich trafen uns an einem Abend im Wirtshaus, und wir sprachen lebhaft miteinander. Einer von uns begann zu politisieren. Im Eifer geschah es lauter, als es klug war, denn der Wirt hatte uns zuvor gesagt: „Der Mensch dort hinten, der tut, als ob er schlafe, mit dem ist es nicht fauber.“ Es war ein Kammerlehrergehilfe. Als nun ein ungerades Wort fiel, erwachte der Kammerfeger plötzlich, und rief zu uns herüber: „So, ich hab's gehört, ihr anderen habt es auch gehört und müßt es bezeugen!“

Wir antworteten: „Sie haben gar nichts gehört, denn Sie haben geschlafen.“ Er aber blieb dabei, Ungehöriges vernommen zu haben, etwas von Sozialdemokratie. Als wir weggingen, folgte er uns nach und wiederholte hartnäckig, wie ein Betrunkener, seine Behauptung. Immer schloß er das widerwärtige Selbstgespräch: „Und das müßt ihr bezeugen.“ Da übermannte mich der Bohn über diese Kreatur, ich gab ihm eine Ohrfeige. Kaum war's geschehen, standen zwei Schuhleute vor uns. Sie hatten in einem Sackgäßchen gelauert und schrien: „Haben wir Sie nun einmal, jetzt aber mit, und so bald kommen Sie nicht wieder heraus!“

Sie brachten mich in den Käfig, und dort begann sofort die Durchsuchung. Man fand nichts, nahm mir aber mein Taschenbuch weg. In diesem war eine Anzahl Konstanzer Firmen und sogenannte bessere Bürger aufgezeichnet, denn solche Namen verwendeten wir gern als die Absender unserer Pakete. Die Polizei glaubte, das seien Abonnenten des „Sozialdemokrat“, und ließ bei den Leuten haussuchen. Das verursachte keine geringe Aufregung bei den Betroffenen und in der Stadt.

Am zweiten Tage wurde ich durch einen Schuhmann Blüthner zum Verhör geführt. Sein Name befand sich zufällig auch unter den Adressen meines Buches. Auf dem Wege wollte er von mir erfahren, was das zu bedeuten habe, da erklärte ich mit ernster Miene: „Wenn es einmal losgeht, dann kommen beim Hängen die zuerst dran.“

Kaum waren wir angekommen, meldete er dem Beamten — Stadtdirektor Ostner — das Furchterliche. Dieser Herr fing zu lachen an, und der Schuhmann zog mit beleidigter Miene ab.

Für die Ohrfeige wurden mir drei Tage zugemessen. Sonst wurde dies Vergehen mit 3 bis 5 Mark gebüßt. Bei den Genossen in der Stadt hielt man Haussuchung ab und mich verhörte der Beamte mehrmals während der drei Tage. Er wollte Auskunft über den „Sozialdemokrat“ haben und über seine Wege nach Deutschland. Als ich ihm die nicht geben konnte, meinte er: „Hören Sie, Sie sind doch ein badisches Landeskind. Wie können Sie sich nur von diesem aus Norddeutschland zu uns gebrachten Sozialismus anstecken lassen. Ich lasse Sie schon längere Zeit beobachten und bin unterrichtet, daß Sie wie Ihre Freunde Stark, Maus und Haug sehr eifrige Sozialdemokraten, doch auch brave Geschäftsleute sind. Ihre Frau war gestern bei mir, um Ihre Freilassung zu erwirken. Sie haben Ihr Geschäft noch nicht lange gegründet, da wäre es mir leid um Ihre Existenz. Ich will nun die Sache nicht weiter verfolgen und Sie freilassen. Betätigen Sie sich aber nicht mehr an diesen Dingen. Fallen Sie ein zweites Mal in unsere Hände, könnte es nicht so abgehen.“

„Ich werde mich nach Kräften davor hüten,“ erwiderte ich ihm, „jedoch Sozialdemokrat bleibe ich.“

Nun konnte ich gehen, zum großen Verdruß des Schuhmanns, der draußen wartete. Er wollte es auch nicht glauben und fragte den Stadtdirektor, ob man mich wirklich laufen ließe.

Nach einigen Tagen bezahlte meine Frau bei meinem Schneider in Konstanz eine Rechnung. Dieser Mann war Parteigenosse, und er stand im Verdacht, mir Vorschub zu leisten. Nicht lange nach meiner Frau kam die Polizei hinterdrein. Der Schneider wurde behausucht und meine Frau nebst ihrem dreijährigen Söhnchen ins Untersuchungsgefängnis mitgenommen. Dort nahm eine Aufseherin Frau eine gründliche Untersuchung mit ihr vor, der Schuhmann ebenso an dem Willkür.

Meine Frau war guter Hoffnung und kam am Abend sehr erregt nach Hause. Ich beschwerte mich beim Stadtdirektor Ostner. Er drückte mir sein Bedauern über den Vorfall aus, meinte aber, die Frau sei halt sehr verdächtig, verbotene Schriften über die Grenze zu bringen.

Polizeiliche Erfolge.

Die verschiedenen Haussuchungen hatten durch einen Brief eine Spur auf den Genossen A. Heims in Ulm gelenkt. Da Heims ein sehr guter Freund von mir war, witterte die Polizei ein tätiges Mitglied der Feldpost in ihm. Telegraphisch wurde bei ihm Haussuchung sowie seine Verhaftung angeordnet.

Es wurde eine Nummer des „Sozialdemokrat“ bei ihm gefunden, ebenso bei dem Apothekergehilfen Leisner, der auch als verdächtig

galt. Daraus ließ sich freilich kein Strick drehen, aber ein anderer Umstand wurde doch für beide verhängnisvoll.

Vier oder fünf Monate zuvor waren von der Nummer 6 des „Sozialdemokrat“ 600 Exemplare in einem Kistchen von Ulm nach Berlin gesandt worden. Der Adressat war verzogen und die Sendung ging nach Ulm zurück. Hier konnte der Absender nicht ermittelt werden, wohl aber der Inhalt der Kiste. Sofort wurden Heims und Leistner als die Attentäter betrachtet. Ein Schreibfachverständiger fand in der Adresse des Kistchens Ähnlichkeit mit der Handschrift Heims.

Bei der Verhandlung wurde darauf aufmerksam gemacht, daß die beiden Handschriften einander sehr unähnlich seien. Der Sachverständige erklärte hierauf fachverständlich: „Der Absender hat das Papier erst auf die Kiste geklebt und dann die Adresse geschrieben. Durch die harte Unterlage ist die geringe Abweichung der Schriften entstanden.“

Verurteilt wurde Heims zu 6, Leistner zu 4 Monaten.

Bei dieser Verhandlung war als Zeuge ein Schuhmann Ziber aus Konstanz. Mitteleurin verlangte er mit feierlichem Ernst vom Vorsitzenden das Wort und meldete dann in strammer Haltung, daß er von Konstanz wisse, Heims sei ein ganz echter Sozialdemokrat. Dies wirkte auf alle Anwesenden erheiternd, und der Vorsitzende meinte: „Sehen Sie sich ruhig wieder, das sagt der Angeklagte ja selbst.“

Der schwächliche Leistner brachte einen Knacks aus dem Gefängnis mit und starb bald danach. Heims wanderte nach Amerika aus, wo er 1897, von den Genossen sehr vernutzt, in Syrakus aus dem Leben schied.

Ein staatsgefährlicher Zuckerbäcker.

Die Polizei in Konstanz wurde immer nervöser. Ein Schweizer Blatt brachte in dieser Zeit die Notiz:

„Konstanz, 15. April 1880. Wenn die deutsche Polizei so fortfährt, wird sie noch der Lächerlichkeit anheimzufallen.“

Vergangenen Montag wurde dahier ein auf der Messe feilhaltender Zuckerbäcker aus Saint Gallen verhaftet, weil er seine Zuckervaren in alte Züricher „Tagwacht“-Makulatur verpackt hatte. Dadurch sollte er sich des Verbrechens der Verbreitung verbotener Schriften schuldig gemacht haben!

Aller vernünftigen Erklärung und des Hinweises auf die geschäftliche Schädigung ungeachtet, wurde der Mann in Haft behalten, erst den anderen Tag gegen eine Bürgschaft von 1000 Mark vorläufig entlassen. Der gefährliche Zuckerbäcker darf nun tagsüber,

stets vom Polizisten bewacht, seinen Verkaufsgeschäften nachgehen, während er die Nächte im Käfig zubringen muß.

Infolge dieser Geschichte nun ist in die schweizerischen Messenbesucher ein gewaltiger Schrecken gefahren. Man sieht die Leute heimlich ihren ganzen Makulaturvorrat durchwühlen. Alle schweizerischen Zeitungen, auch die reaktionärsten, werden ausgemustert und beseitigt.“

Ein Verräter.

Der später als Spindel erkannte Schröder besuchte mich von Zürich aus in Kreuzlingen. Er erzählte, er sei von der Volksbuchhandlung in Göttingen nach Frauenfeld und Norschach gesandt worden, um zu organisieren. Dies machte mich mißtraulich; denn es war anzunehmen, daß die Leute der Volksbuchhandlung keinen Mann an die Grenze sandten, ohne uns davon zu verständigen.

Schröder war früher in Konstanz agitatorisch tätig gewesen, darum meinte er, er möchte abends mit den alten Freunden und Genossen zusammenkommen, er habe sie in die Krone in Kreuzlingen bestellt.

Abends kam eine Anzahl Genossen dorthin. Schröder erzählte hier: „Es wird demnächst ein Kongreß stattfinden“ — gemeint war der Kongreß zu Wyden, der ursprünglich für Norschach geplant war — „da ist es nötig, Leute zu entsenden, die Haare auf den Zähnen haben. Man ist in Zürich mit den Göttingern sehr unzufrieden, darum muß man dem ‚Olymp‘ einmal den Standpunkt recht klar machen über die Art, wie alte verdiente Genossen dort behandelt werden. In Zürich werden natürlich die Kreaturen des ‚Olymp‘ gesandt; von auswärts müssen darum tüchtige Kerle kommen. Ich schlage den Konstanzern und Kreuzlingern vor, den Genossen Dölkli in Zürich zu wählen.“

Ich erwiderte, daß das Verhältnis des „Olymp“ zu den Züricher Genossen hier nicht bekannt sei. Aber wenn es so weit wäre, würden die Konstanzern wohl selbst ihren Mann senden. Dem stimmten die Genossen bei, und auch Schröder gab sich damit zufrieden.

Im Laufe der weiteren Unterhaltung bemerkte Schröder beikäufig, er habe heute früh in der Stadt auch einen alten Bekannten, den Schuhmann Haag, getroffen und einen Schoppen mit ihm getrunken. Der Zweck dieser Auserung wurde uns erst später klar.

Schröder verabschiedete sich halb, da er schon morgen mit dem Zinfuhrzuge abreisen wolle.

Ich fragte sofort in Zürich an, ob man von Schröders Reise wisse, und ich erhielt die Antwort, daß davon nichts bekannt sei.

Während dieser Tage wurde der 1. Jahrgang Band 1 des Richterischen Jahrbuchs verfaßt. Ein Genosse, mit dem Pseudonym Dr.

Weller, der Angestellter eines Engrosshauses, besorgte damals einen großen Teil des Transits und des Verbands. Da er täglich auf den Zoll- und Bahnämtern zu tun hatte, genoß er Vertrauen und wurde selten kontrolliert.

Die Jahrbücher waren über die Grenze gebracht. Am Tage nach Schröders Anwesenheit nahm Dr. Weller die letzten sechs Stück zu sich, um sie nach Konstanz zu bringen. Dort wollte er sie weiter-schicken. Zu seinem großen Erstaunen wurde er von dem Zoll-einnehmer ins Zollbureau gerufen und visitiert. Die sechs Exemplare wurden bei ihm gefunden und Dr. Weller verhaftet. Da an diesem Tage das Himmelfahrtsfest war, konnten die drüben lagernden Exemplare nicht zur Bahn gebracht werden. Außerdem war man nicht sicher, ob das Versteck nicht entdeckt worden war.

In der Nacht suchten die Genossen S. G. Haug und Derleth unbemerkt das Versteck auf und legten die Ladung in ein großes Pack-sack. In aller Frühe wurde diese Ware, sobald die Bahnhalle ge-öffnet war, als Fettlaugenmehl nach Blaubeuren abgeschickt, wo sie auch gut ankam.

In Konstanz aber hielt man bei bekannten Genossen Haus-suchungen nach dem mutmaßlichen Depot. Die Ware war noch nicht auf der Bahn, so erschien die Polizei bei dem Restaurateur, wo sie gelagert hatte, und fand ein leeres Nest.

Der harmlose Gepäckschein und das verdächtige Amulett.

Dr. Weller wurde am anderen Tage frei, denn das Jahrbuch war noch nicht verboten. Die Genossen in Kreuzlingen hatten wäh-rend seiner Haft Sorge, da er von mir vor seiner Verhaftung den Gepäckschein einer neuen Sendung mit der laufenden Nummer des „Sozialdemokrat“ erhalten hatte. Es war gewiß, daß die deutsche Polizei diesen Schein bei ihm finden und dann die Sendung er-heben würde.

Der Schein wurde auch in seiner Westentasche gefunden. Zu-gleich befand sich in der Tasche ein Papier, das mit allerlei lab-balistischen Zeichen beschrieben war. Dies Amulett hatte die fromme abergläubische Schwägerin dem Doktor am Vormittag geschenkt, und er steckte es achsellos in die Westentasche. Der Wachtmeister betrachtete Zettel und Amulett, gab Weller den Gepäckschein zurück und fragte, was die seltsamen Zeichen zu bedeuten hätten. Dr. Weller meinte, das wisse er selbst nicht, der Wachtmeister aber sagte: „Das wollen wir schon herauskriegen,“ und behielt das Ding zurück.

Zu unserer Freude brachte Dr. Weller den Gepäckschein wieder mit, und da erfuhren wir auch, daß Schröder am Tage zuvor von ihm mit dem Schuhmann Haug im Silbernen Mond knispend ge-

trossen wurde. Außerdem wurde uns gesagt, daß er auf dem Zoll-bureau gesehen worden sei, und seine Wirtin erzählte, daß er nicht in der Frühe abgereist wäre, sondern am Abend danach. Den Dr. Weller hatte er gelegentlich seines Besuchs bei mir im Laden ge-sehen und wohl gedacht, daß dieser mit der Sache zu tun habe. Dann hatte er die Behörde auf ihn aufmerksam gemacht.

Obwohl es nunmehr fast zweifellos feststand, daß Schröder un-sauber war, wollten seine Freunde es nicht zugeben, und sie feindeten den „roten Postmeister“, der von Anbeginn die Tätigkeit dieses Man-nes mit Mistrauen verfolgte, deshalb an. Schröder aber mochte wohl selbst fühlen, daß er bei uns ausgespielt habe, und wandte sich ganz den Anarchisten zu. Diese begannen damals unter dem berüchtigten Schaussert in Zürich ihr unheilvolles Tun.

Die langwierige Kiste.

Außer der Probenummer des „Sozialdemokrat“ fiel der Polizei lange nichts Erhebliches mehr in die Hände, obwohl sie uns hart auf den Fersen war. Ende August 1880, einige Tage nach dem Wydener Kongress, erbeutete sie aber den größten Teil der Nummer 89. Der Ballen war zu Schiff an einen Ort am deutschen Seeufer ge-bracht worden. Mit dem Bergen der Ware war mein Lehrlinge be-traut, der sonst zuverlässig war. Doch in einer romantischen An-wandlung konnte er es nicht über's Herz bringen, einem Schutzfreund zu verschweigen, was er für ein Kerl sei, der bei der Vorbereitung zur „großen Revolution“ mit tätig wäre. Das patriotische Gewissen des anderen Jungen fand keine Ruhe, bis er dem Bürgermeister Kunde von der „Verschwörung“ gab. Der Bürgermeister zog mit den Gemeinderäten, dem Militär und anderen bewaffneten Helfern nach dem Wohnhaus der Eltern des Lehrlingen, um die Verschwörer zu fangen. Dort erbeuteten sie die Nummer 89. Es gab großen Auf-lauf im Dorfe, die Gendarmen wurden von Konstanz hertelegraphiert.

Der Lehrlinge war nicht mehr da und den Eltern konnte nicht nachgewiesen werden, daß sie etwas mit der Sache zu tun hätten.

Außer der Nummer 89 war auch die Nummer 40 und viele Schrifften in zwei Kisten dort gelagert. Genosse „Gansen“ — S. G. Haug — war desselben Tages im württembergischen Oberland damit beschäf-tigt, auf verschiedenen Stationen ältere Sendungen abzuschießen. Auf der Rückreise stieg er in diesem Dorfe am See aus, um die Nummer 40 nach Konstanz zu bringen. Nummer 89 sollte liegen bleiben und anderen Tages über Friedrichshafen ins Innere geschafft werden. Gansen brachte die zwei Kisten auf das Dampfschiff und fuhr ab. Kaum war er fort, so begann der Bürgermeister seine Jagd und fand den beträchtlichen Rest. Es wurde aber bekannt,

daß ein Herr noch anderes fortgenommen habe. In Konstanz wurde nach dem Herrn samt Ware gefahndet.

Hansen stellte die Sache bei einem stillen Parteifreund ein und machte mir Mitteilung davon. Jetzt begab sich meine Frau dorthin und ließ durch einen Dienstmann, der unser Vertrauen genoß, die Ware in einen hohen Reisefofter packen, zur Bahn schaffen und als Gepäck nach Kolmar i. G. abgehen.

Am der Bahn war von der Polizei schon ermahnt worden, auf Verdächtiges acht zu haben, erst nur auf der Fracht- und Eilgutstelle, später auch auf dem Gepäckbureau, was uns ein befreundeter Beamter sagen ließ.

Gerade hatte meine Frau die Sachen weitergebracht, so war auch wieder die Polizei zur Hausfuchung da. Das ganze Haus wurde durchsucht und nichts gefunden, zum Erstaunen des Freundes und Hausbesizers, den meine Frau in der Eile nicht davon unterrichtet hatte. Er kam atemlos zu mir gesprungen, um das Rätselhafte zu melden, da konnte ich ihm vergnügt den Gepäckschein zeigen.

Die in unserm Koffer befindliche Nummer 40 mußte im Elsaß in kleinen Paketen weiterbefördert werden. Die Polizei vermutete, daß ich solche Reisen mache, und ließ meinen Lehrbuben durch einen Spenglerjungen ausfragen, wann ich wegreise und wohin. Mein Lehrbube erzählte: nach Romanshorn und von dort nach Friedrichshafen. Der Spenglerjunge sagte es seinem Onkel, und dieser rief ihm war ein Konstanzer Schuhmann.

Am anderen Tage flog ich in Kreuzlingen ein, auf der nächsten Station aus und ging zu Fuß nach Hause zurück. Die deutsche Polizei hatte sich vergewissert, daß ich abgefahren sei, und schickte mir auf dem Dampfschiff zwei Leute zu meiner Verhaftung nach.

Mein Lehrjunge indes begab sich abends an die Landungsstelle in Konstanz und betrachtete hinter einem Baume die Gesichter der leer zurückkommenden Schutzleute.

„Er ist nit kumma,“ meldeten sie dem Wachtmeister, der da wartete. Dieser meinte: „Om, er ist doch ganz bestimmt heute morgen abgereist.“

Ich war inzwischen auf der anderen Seite nach Colmar gefahren. Meinen Gepäckschein gab ich einem Dienstmann, der die Ware zu erheben und in den Gasthof zur Stadt Dreifach zu bringen hatte. Dort sollte er sagen, daß der Geschäftsreisende in einiger Zeit nachkommen werde. Dann stellte ich mich gegenüber in die Anlage Champs de Mars, von wo man in das offenstehende Gepäckbureau sehen und beobachten konnte, ob sich nichts Verdächtiges bei der Übergabe abspiele. Da es glatt ging, begab ich mich ins Hotel und öffnete im Hausflur Koffer und Kisten, denn es war aus irgend-

einem Grunde nicht gestattet, das Gepäck aufs Zimmer zu nehmen. Während dieser Arbeit kam ein Schuhmann herein. Er stuchte einen Augenblick, wandte sich dann aber an den Hausknecht, mit dem er etwas zu verhandeln hatte. Ich bedeckte die Sachen rasch mit Papierbogen, und der Schuhmann entfernte sich, ohne nochmals herzu sehen.

Einige Pakete gab ich in Logelbach und Türkheim zur Post. Am nächsten Tage verpackte und adressierte ich die letzten Sachen in einem Wirtschaftsnebenzimmer. Während dieser Arbeit vernahm ich eine barsche Stimme: „Wer hat hier die letzte Nacht gewohnt?“

Der Wirt antwortete: „Ein Bauer aus Rufach und zwei Reisende. Der eine sitzt noch im Nebenzimmer.“

Zu gleicher Zeit ging die Tür auf, unter ihr stand ein Wachtmeister der Gendarmerie und sah grimmig drein. Er befahl mich und ging wieder.

Der Wirt erzählte, in Chaup-de-Fonds wäre ein Uhrendiebstahl verübt worden, man habe hier die Spuren der Diebe entdeckt und sei auf der Suche nach ihnen.

Als ich abends im Wartesaal den Sechsbuhrschneezug nach Basel erwartete, tat der genannte Wachtmeister dasselbe. Er war über und über mit Kot bespritzt. Er erzählte mir, er sei den ganzen Nachmittag in den Vogesentälern herumgeritten, nunmehr den Uhrendieben aber auf der Spur. In Mülhausen faßte man selbige auch richtig in gleicher Nacht. In solchen Situationen konnte ein böser Zufall, zum Beispiel eine Ahnungslosigkeit mit einem Signalement, unseren Feldjägern zum Verhängnis werden!

Kisten, Koffer und Päckchen kamen ohne Unfall an ihre Plätze und ich nach Hause.

Bald darauf führten mich unsere Wege wieder nach Kolmar. Mit Hilfe eines befreundeten Genossen, Martin Schulze, wurden meine „Güter“ glücklich an den Mann gebracht. Am selbigen Abend war im Café Griffon eine Wahlversammlung. Derselben beizuwohnen, konnte ich mir nach getaner Arbeit nicht versagen. Der Besuch war über Erwarten zahlreich. Jakobli Haug aus Mülhausen fungierte als Vorsitzender und als Redner sein Bruder Frieder aus Freiburg.

Die Sache verlief in Ordnung, und die Zuhörer zeigten Begeisterung. Am Schlusse drängte alles dem Bureau zu. „Ja, wird denn nit kszählt?“ hörte man von allen Seiten rufen. Dem Jakobli aber wurde begreiflich gemacht, daß unter dem Louis (Napoleon III.) der Präfekt bei Wahlversammlungen allemal 10 bis 20 Sou den Teilnehmern ausbezahlt habe. Beim Plebiszit im Mai 1870 hätte es auch noch „Min gän“. „Zhr sin holt doch au glizige Schwobe,“ war die Antwort auf Jakoblis Erklärung, daß das bei uns nicht Mode sei.

So hatte der Dezembermann es verstanden, durch seine Präsekten, die überall die Wahlen zu machen versuchten, das Volk zu korrumpieren!

Außer dem Fäbblü fanden uns in jener Zeit in Müllhausen auch die Genossen Hirler, Hinkel, der dann ausgewiesene Oesterreicher Dworczag und andere kräftig zur Seite.

Couragierte Kerle.

Wenn in unserer Tätigkeit ein Unglücksfall geschehen war; so konnten wir von vorn beginnen, Wege zu suchen und unverdächtige Leute zu sammeln. Nicht immer standen Genossen zur Verfügung, und es wäre zudem oft nicht klug gewesen, mit solchen zu arbeiten. Aber unter den Nichtgenossen, deren Hilfe wir brauchten, gab es genug Leute mit zweifelhaftem Charakter. Wenn wir Weg oder Art des Transportes wechseln mußten, schalteten wir diese Gehilfen zeitweilig oder ganz aus. Da sie aber an den Verdienst gewöhnt waren, wurden sie ärgerlich. Es kam vor, daß sie auf der Lauer lagen, unsere neuen Wege zu finden, um uns zu erpressen oder gar anzuzeigen.

Selbst unter den Genossen waren Leute, die zuweilen durch Unpünktlichkeit und Phlegma der Sache mehr schaden als nützen. Gerade die sogenannten „couragierten Kerle“ waren selten zur Stelle, wenn es galt, oder zu spät. Zur Entschuldigung phantasierten sie von gefährlichen Abenteuern, die sie verhindert hätten. Namentlich ein junger Konstanzer, der sich das Pseudonym „Der Bluttige“ beigelegt hatte, fiel durch seine Nichtleistungen auf. Auch ein Steinhauer aus der Reichenau, der sich „Teufel“ nannte. Dies war kein Genosse.

So oft er mit mir redete, zog er sein im Griffe feststehendes Messer heraus und zischte augenrollend: „Wer es wagt, mir in den Weg zu treten, dem fährt dieser Stahl in den Sack!“ Selten erlebte der Teufel etwas Glatte, immer fand er Hindernisse. Nach einer mißlungenen Fahrt schrieb er uns: „Ich war am Ufer, merkte aber, daß es nicht geheuer sei. Teufel weiß sich zu helfen, fährt zurück; das kostet 5 Mark.“

Diese Rechnung befindet sich noch in den Akten der Roten Post.

Räubergeschichten.

Während Teufels Tätigkeit hatten wir in einem Orte über der Grenze einen Anhänger unserer Sache gefunden, einen kleinen Tischlermeister. Er holte die Waren aus dem Waldversteck, nahm sie in seine Wohnung und sandte sie weiter. Dies ging eine Weile gut, dann gab es Hindernisse, und unser Tischlermeister hatte jedesmal mehr

Geld vornöten. Die letzte eilige Sendung wurde von ihm nicht abgeholt, und auf unsere Mahnung erzählte er in einem Briefe folgende Räubergeschichte:

„War pünktlich zur Stelle. Doch beim Versteck empfingen mich sechs verummte und bewaffnete Männer. Sie hatten die Ware in ihrer Mitte und sagten, sie wußten wohl, was im Sack drin wäre. Nur gegen ein Lösegeld von 1000 Mark würden sie ihn ausfolgen, andernfalls ihn der Behörde in die Hände spielen. Morgen will einer der Verummten das Geld an diesem Platze abholen. Ist es nicht zur Stelle, so bricht das Verhängnis über mich herein. Ich sehe Sie an, der großen Sache, der wir dienen, eingedenk zu sein und mich aus den Krallen dieser Glenden zu befreien, mir das Geld zu übermitteln, damit ich die Blutlauer befriedigen kann.“

Wir erfuhren, daß der Tischler in schlechten Verhältnissen lebe und öfter sein Glück mit Schwindeleien verbessern wolle. Deshalb schrieben wir an ihn, er bekomme kein Lösegeld von uns, aber es sei doch das Beste, er besorge die Sachen gut, verliere seine Einnahme nicht und sehe wieder ehrlich vor uns. Eine Woche dauerten die schriftlichen Verhandlungen, aber er hielt die Geschichte aufrecht. Wir sollten am nächsten Sonntag einen Vertrauensmann in die Wirtschaft eines Grenzortes entsenden, einer der Verummten komme gleichfalls dorthin.

Wir gingen darauf ein. Der Reichenauer Genosse Grieser war frühzeitig am Sonntag zur Stelle. Dort sah er in der Wirtschaft nur bekannte Männer, und er nannte dem Tischler den Namen des vorgestellten Verummten, der doch des Tischlers eigener Hausherr sei. Der Tischler konnte das nicht leugnen, er sagte aber: Die Verummten verlangen nur noch 600 Mark. Dann erzählte er ein neues Geschichtchen, warum sein eigener Hausherr, den unser Freund erkannt hatte, mit ihm schrecklichen Dumbd sei.

„Sie bekommen nichts“, sagte unser Freund jetzt unwillig; „bringen Sie aber die Ware endlich an die Stelle und holen Sie bei Herrn Haug in G. Ihr verdientes Geld ab.“

Anderntags kam der Tischler zu Haug, aber er ließ noch nicht locker, sondern verlangte jetzt bloß noch 200 Mark. „Das fällt uns nicht ein“, erwiderte Haug. „Wenn Sie nicht sofort sagen, wo die Ware liegt, so lasse ich Sie hier in der Schweiz verhaften; denn das ist Erpressung.“ Da nannte er den Ort. Haug ließ nachsehen, ob alles in Ordnung wäre, und zahlte ihm 60 Mark aus. Damit war er nicht zufrieden; er riß ein Messer heraus und stürzte sich damit auf Haug. Zwei Genossen, die im Hinterzimmer standen, kamen ihm aber zuvor, entwaffneten ihn und schickten ihn mit einer Tracht Prügel auf den Heimweg.

Spiegelrieher und Helfer.

Es gab unter den Genossen auch sogenannte Spiegelrieher. Sie bibelten sich ein, es sei ihnen auf der Stirn zu lesen, was sie hehlich trieben; sie witterten in jedem Geräusch und hinter allen Wüschchen die Verfolgung. Solche Mitarbeiter störten häufig Anordnung und Ausführung.

Oder es stellte sich bei anderen, aus Mühen und Gefahren heraus, Zweifel an dem Mute der Führerschaft ein; denn es war geboten, daß die mit der Leitung betrauten Personen sich nicht selbst zu sehr exponierten. Der rote Postmeister schärfte das den Beteiligten ohne Unterlaß ein. Doch war es nur schwer durchzuführen.

Oft galt es, den Mitarbeitern durch rasches und sicheres Handeln zu beweisen, was möglich war. Dann griffen die Freunde wieder mit frischem Mute zu und befolgten die gegebenen Dispositionen, wenn sie sahen, daß derselbe Genosse jederzeit bereit war, die Ausführung selbst zu übernehmen.

Längere Zeit wurden die Ballen und Kisten von Kreuzlingen und Mänsterlingen im Nachen an das deutsche Ufer bei Konstanz gebracht. Von dort mußten sie in einem Karren durch den Wald und über die Rheinbrücke nach Konstanz hineingefahren werden. Das war nicht gefahrlos, denn auf der Brücke hatten die Grenzer noch das Recht, die Vorübergehenden aufzuhalten. Diese Überfahrt besorgten damals mein Lehrlinge und ich. Drüben wartete ein Zimmermann mit seinem Karren in einem Versteck. Er mußte die Kontrollgänge der Grenzer beobachten und uns ein Zeichen geben, wann wir ansfahren konnten. Als wir mit unserem Nachen hinüberlarnen, wogerte sich der Gsine, die Ware weiterzubefördern, und wollte mit dem leeren Nachen zurück in die Schweiz rudern. Er meinte, der Junge könne das auch tun. Ich sagte: „Was, das schwache Wüschchen ist schon von der Herfahrt ermüdet,“ und nahm den Karren an die Hand. Ich war noch nicht weit, da kam der Zimmerer nach und sagte: „Ich will dir das doch nicht zumuten. Du bist schon steckbrieflich verfolgt; wer weiß, was das für Folgen hätte.“ Er brachte den Karren an seinen Ort und tat dies noch manches Mal ohne Zagen.

Ein andermal hatten wir gerade eine Stockung im Seetransit. Ich war damals schon in Zürich und fuhr an den See, um doch ein Durchbringen zu ermöglichen. Die alten Seeläden waren alle verdächtig oder auch erwünscht worden, so mußten wir neue Helfer suchen. Einige Genossen erklärten sich auch mit kräftigen Ausdrücken bereit, nachts 12 Uhr die Ware nach dem „Horn“ überzurudern. Ich wartete mit Ware und Nachen am bestimmten Mache, aber niemand kam. Schließlich, von Ungeduld und Ärger erfüllt, nahm ich

die Ruder und fuhr allein hinüber. Drüben war der alte Rheinbold als Posten zum Weiterbefördern aufgestellt. Dieser Mann war durch einige vorgekommene Mißverständigkeiten entmutigt. Heute war er nur mir zu Gefallen angetreten. Das lange Warten in der Nacht hatte seine Stimmung nicht gebessert, und er wollte gerade nach Hause. Er war sehr überrascht, als ich selbst kam, und gab seiner Freude darüber herediten Ausdruck. In der Folge hatte er unbedingtes Vertrauen zu mir.

Der alte Rheinbold.

Im Café de Paris in Zürich machte mich Derossi auf einen Mann mit wetterfesten Zügen und einer stolzen Hakennase aufmerksam. Überrascht stand ich auf und holte den Alten herbei: „Das ist ja unser Rheinbold vom See! Wie kommen Sie hierher?“

„Gajo, hält am Morge bin i auf Zürich gsfahre,“ antwortete der Alte, indem er mir und Derossi die Hände drückte. „I will halt au emol wisse, mit wem 's z'tuen ha und meine Geschäftsründ kenne lerne. D'Stadt han i mer scho anglugt und denkt, euch werd i scho finde am obere Wolfbach, wenn mer's Geld usgeht. I ha nemlich nit z'viel dervon.“

So sprach der Mann, der Jahre hindurch die Konstanger Polizei in Aufregung hielt und ihr manche harte Nuß zu knacken gab. Er war Selter, blieb bapischer Soldat und wurde Unteroffizier, Grenzfänger, Postenführer und Kontrolleur. Aber das war ein langweiliger Dienst für ihn, und bald munkelten die Leute, daß er es wohl verstehe, kurzweil im Amte zu machen. Während seiner Dienstpflicht blieben auffällig wenig Pascher in der Schlinge hängen; man wußte, daß „ganz fette Hechte“ durch die Maschen brachen. So wurde Rheinbold, dieweil er „einäugig“ war, entlassen.

Am Saubach, dicht an der Grenze, begann er seine Seilerei. Ging ihm das Berg aus, dann suchte er seine alten „Geschäftsfreunde“ auf, denn er hatte Erfahrung und, da er freigebig war, unter den Grünvöckern noch manchen Freund. Er freute sich, daß er immer noch die im früheren Dienste lieb gewordenen Wege wandeln konnte. So kam er uns und wir ihm auf die Spur, und wir legten einander nichts in die Wege. Bald versicherte uns Rheinbold seiner vollen Sympathie. Er ließ für diese Zeit die Seilerei und ernährte sich aus dem neuen Dienste.

Seine Wege waren zahlreich, aber sie blieben sein Geheimnis, denn er arbeitete nur „selbständig“. Auf Geschäftslehre hielt er und täuschte uns niemals. In Konstanz wußten „Windhund“ und „Spiber“ bald um seine neue Industrie. Man schloß ihm im Gondelhasen zu Konstanz seinen Kahn an. Nur unter ganz bestimmter und kontrollier-

barer Zweckabgabe wurde ihm der Machen auf eine festgesetzte Zeit zum Gebrauch überlassen.

Wir kauften dem Manne einen neuen Kahn und befestigten ihn am Schweizer Ufer. Auf Rheinbolds Fahrten unterstützte ihn sein ältester, damals 16-jähriger Sohn. Nicht selten übertraf er den Alten an Kühnheit. Am „Horn“, einer Uferante des Bodensees, hatten Vater und Sohn eine Ladung verbrürgen. Sie wurde in der Nacht auf einen Karren gestellt, durch den Wald und über die Felder von der Staaber Seite der Rheinbrücke zu geschoben. Mitten in einem Kartoffelacker hielten die Rheinbold still, denn es hoben sich vor ihren Augen lange Schatten in die Höhe. Die Schatten teilten sich und wurden körperlich, kamen mit Sprüngen und wütendem Geschrei auf Vater und Sohn. Der Alte mit den langen Beinen riß aus, der Junge hielt sich mit seinem Rebmesser die Dränger vom Leibe und floh im glücklichen Augenblick in die Nacht. „Haltet die Dieb', die elendigen Kartoffeldieb'!“ schrien die Bauern hinter ihnen drein. Auf dem Karren fanden die Bauern keine Kartoffeln, wohl aber das andere, das sie nach dem Amtsgericht in Konstanz bringen ließen.

Im Winter lagen Vater und Sohn beim geladenen Karren am Grenzbad. Es war kein Wetter zum Schmuggeln, denn der Mond schien hell. Der Alte aber sagte: „Warte mer a Wile,“ und nach vorhergesehener Zeit stieg der Mond hinter die Schweizer Berge. Der Junge bat den Alten, die Ware eine Stunde im Stiche zu lassen, um sich in Gemüshofen zu wärmen. Doch der Alte gab es nicht zu, weil er am Himmel eine Schneewolke hängen sah. Sie bekam immer größere Ränder, und in zehn Minuten war ein Schneegestöber, daß Vater und Sohn sich nur noch hörten. Ihre Last von anderthalb Zentnern trugen sie nicht mehr, sondern fuhren sie mit samt dem Karren über die Grenzbachbrücke zwischen dem Hussenstein und der Gasfabrik in ihr Versteck. Sie brauchten auch keine Ausschau halten, denn bei dem Wetter wäre kein Hund im Freien geblieben, geschweige ein Grenzer.

Seine Mitternachtsfahrt durchs Kartoffelfeld blieb nicht ungesühnt. Die Schweizer wollten Rheinbold nicht mehr in ihrem Lande, wohin er geflohen war, dulden. Der Flüchtling hatte auch nicht einmal Papiere, wie sie jeder anständige Deutsche in der Schweiz aufweisen soll. Darum hieß es über ihn: „Aus da, aus diesem Kanton, uff zue de Schwobe.“

Das ging nicht so leicht, denn die Schweizer sagten sich im stillen: „Halt, schaffe mer dene Chalt über d' Gränz, no heist's, mer hätte ne usgüesert, und d' frysinnige Zittige bruele wie d' Dachmader. Mer stellt de Klünk an d' Gränz, wenn d' Schwobapolizei ihn dann überzieht, was goht das uns an.“

Und so geschah es. Die Zeitungen berichteten über den Fall: der Alte habe sich wie ein Löwe gewehrt, sei aber vom „Großen Gromer“ überwältigt, gefesselt und eingeliefert worden.

Im Verhör versuchte Rheinbold den Beamten den Bären aufzubinden: „I hob im Wald a dürres Holz gesucht und dabel die Sach gfunden. Däs git a guets Pringeld, han i denkt, und hab's wolte aufs Amtsgricht bringen.“ Da lachte ihm der Untersuchungsrichter ins Gesicht: „Sie halten mich wohl für so blau?“

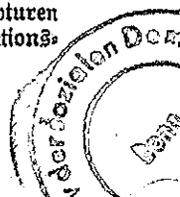
Da die Zeitungen nicht verbreitet worden waren, wurde Rheinbold nach vier oder sechs Wochen in Freiheit gesetzt. Jetzt reckte sich sein Alemannenschädel, er rannte zu allen Instanzen und suchte einen Prozeß anhängig zu machen. Er redete sich ein: „I bin kein Sozi und hob doch des gfundene Äg dene Herre ablesere wolle. Politisch ist die Sach au und gitroft bin i net worde. I will a Entschädigung.“ Aber der Alte kam nie zu seinem „Recht“.

Am einem Mittag wurde er aus dem Gefängnis entlassen. Sofort stellte er sich bei mir vor. „Wir müssen eine Pause machen,“ sagte ich bedauernd. „Ja, fell wär!“ rief er aus. „Sitt nacht schon geh i wieder dran. I bruch Bims und Weg han i mir gut usdenkt in der Prison.“ Ich fragte ihn über die Wege aus, aber er blieb sich tren und verriet nichts. Da ich den Lagerraum voll eiliger Sachen hatte, so vertraute ich sie ihm an. In der gleichen Nacht brachte er alles ins Sichere. Rheinbold hat noch längere Zeit furchtlos und tren seine „Seileret“ betrieben. Das „Prison“ hat ihn noch öfter eingefangen. Erst als wir andere Grenzübergänge nehmen mußten, kehrte er schweren Herzens zu seinem gewöhnlichen Tagesberuf zurück. Er erreichte ein hohes Alter. Mit 82 Jahren ist er in Stuttgart gestorben. Ein alemannischer Dickkopf und Schwerenötter blieb er bis an sein Ende.

Der Junge kam nach Zürich, wurde Seherlehrling bei uns, siedelte 1888 mit dem „Stab“ nach London über und stereotypiert heute noch fleißig den Satz für sozialistische Literatur. Er hat während seines Züricher Aufenthaltes noch manchen klünnen Durchgang gemacht. Stockte es am See, so ließ der Postmeister ihn ausschwärmen, und nie kam er unverrichteter Sache zurück. Einmal blieb er aber aus. Zwei Wochen hörte kein Mensch etwas von ihm, denn er war in Friedrichshafen als „Dieb“ festgenommen worden. In Letztang hielt man ihn gefangen, bis er in der Christnacht, in wilder Freiheitssehnsucht, entwischte.

Aus Kriegsbriefen.

Frau Motteler war so freundlich, mir aus den alten Skripturen der Feldpost einige Briefe auszufuchen. Sie enthalten Situationsberichte von der Grenze und Rapporte während der Reisen.



Kreuzlingen, den 18. März 1880.

Lieber Freund!

Da die seither tätigen Genossen zu sehr beobachtet werden, wurde es nötig, mit außerhalb der Partei stehenden Leuten Fühlung zu suchen.

Ich machte Ihnen ja schon Meldung betreffs D. und Dr. W. Nunmehr sind sie schon an der Arbeit! Es geht auch ganz gut. So bescheiden und eifrig wie unsere Parteigenossen sind sie allerdings nicht. Andererseits ist es jedoch recht gut, daß der Doktor als gut national-liberal bekannt ist und niemand derartiges hinter ihm sucht.

Gut wäre, wenn man mit den Genossen in D. in Relation treten könnte. Die Sigmaringer Linie ist etwas zu stark benutzt worden, darum Pause notwendig. Entrepot zum nachherigen Weiterverkauf würde gut tun. Habe an den mir persönlich bekannteren Kommerzienrat dort geschrieben. Bis jetzt noch ohne Antwort. Er kennt meine Handschrift nicht und wittert möglicherweise Unrat.

Die Schwarzwaldbstationen müssen auch etwas verschont bleiben, und wir sollten weiter ins Reich und seitwärts ins Reichsland vorstoßen. Preisliste (Abwehrliste) für Nr. 12 erhalten.

Mit herzlichem Gruß W.

P. S. Nachricht von Kommerzienrat soeben erhalten. Wie ich erwartete, ist er und Freunde bereit. Da sie dort sehr beobachtet werden, kann in der Hauptsache nur Lagerung gegeben werden. Zum Schwirrenlassen müssen wir Leute senden.

D. D.

Freiburg, 14. April 1880.

Lieber Freund!

Sache hat geklappt. Zettel und Preisliste in D. vorgefunden, dann Ware erhoben. Das sind prächtige Leute, auf die man sich verlassen kann. Kommerzienrats Hausknecht holte mit dem Fabrikwagen die Ware von der Bahn.

Im Gartenpavillon ward geborgen und dann die Packerei vorgenommen. Toni, der Hausknecht, streckte seine Wisage herein. Wischey und Broschiren sieht er sich in Pakete verwandeln. „Sm, hm,“ meinte er, „so, dorum isch die Gschicht so schwer us'lade gsin.“

Den anderen Tag ging es ins Menchtal. Menchen, Oberkirch und Oppenau wurden mit unseren Paketen bedacht. Kommerzienrat ist ruhig und kühn. Mir fast zu kühn. Daß er im Wahncoupe den Sozialdemokrat entfaltete und las, wollte mir gar nicht einleuchten. „Wer ihn nicht sehen mag, soll d' Auge zumache,“ erwiderte er auf meine Einwendung.

In Menchen statteten wir auf dem Altkweg dem alten Amand Goege einen Besuch ab. Der Mann bekennt sich mit Stolz zur Sozialdemokratie.

Kommerzienrat junior war aus Frankfurt auch gerade zu Besuch da. Seines Bleibens wird dort nimmer lange sein. Er und seine Freunde von der Volkspartei neigen stark zu uns herüber. Das Organ dieser Partei, „Der Rheinbote“, erscheint in Kehl. Hat nur kleine Auflage. Mit dem Drucker und Verleger Einzel sind sie gar nicht zufrieden. Man will ihn austausen und das Blättle nach D. nehmen. Wolfkus und ein Buchhändler S. wollen die Sache machen. Wird sie schwere Opfer kosten, und opferwillig sind sie.

Einen Teil sandte ich als Gepäc nach Freiburg, Zettel an Lindwurm. Dann fuhren Kommerzienrat senior und ich mit einer Anzahl Pakete nach Strassburg. Diese ließen wir sofort schwirren! Dann suchte ich Siegle und Genossen auf, um Verbindung herzustellen.

Im Garten Zu den vier Winden war bald ein Duzend Genossen versammelt. Alle freuten sich, und ein jeder ist bereit, was möglich zu wagen. Auf einmal steigt der „Geheimrat“ (Thies) rings um den Tisch. Jedem klüffert er etwas ins Ohr. Dann nimmt mich Siegle auf die Seite und eröffnet mir, Thies mache darauf aufmerksam, ob der „Kommerzienrat“, da doch ein Fabrikant, auch ein Genosse und nicht gar ein Spitzel sei. Ich beruhigte ihn und er die anderen.

Kommerzienrat fuhr zurück, und ich logierte im Maison Rouge. Morgens fünf Uhr polterte es an meiner Tür. Ich öffnete, und da steht vor mir Freund Antenreith aus Offenburg. „Sehen Sie mal zum Fenster hinaus,“ sagte er. Unten patrouillierte ein Offenburger Gendarm. „Man hat Wind von Ihnen. Der ist im gleichen Zug mit mir herüber gefahren. Vereingetrant hat er sich scheint's nicht vorläufig, aber vorn heraus können Sie nicht.“

Ich danke, zahlte unten meine Beche, verließ hinten hinaus das Gasthaus, wanderte nach Königshofen auf die Station und fuhr über Kolmar-Breisach nach Freiburg.

Meine Ware erhob ich ohne Anstand. So bequem wie bei Kommerzienrat ist es bei Lindwurm (H. Paulus) nicht. Er wohnt hoch oben im Taubenschlag, wie ers nennt. Werkstätte und Wohnung bei einander. Nachts mußte gepackt werden, während die Frau daneben im Bette schlief. Lange nach Mitternacht wurden wir fertig, und da schlüpfte ich auch noch zu Lindwurm ins Bett vor Müdigkeit.

Herzlichen Gruß S. W.

Kreuzlingen, den 19. November 1880.

Lieber Freund!

Berschleiß der Nr. 45 wurde nochmals im Sigm. Revier bewirkt. Jedoch nicht vollständig. Der Feldjäger wurde scheint's von einem Polizeier etwas scharf angesehen, und da glaubte er sich verraten. Er ließ sich das von unserem Freunde Sch. dort auch nicht ausreden.

Eine Anzahl Pakete war noch da, bestimmt für Krauchenwies usw. Nun getraute der Mann sich nicht, damit fortzugehen, aber auch nicht in Sigm. aufzugeben. Er fiel auf den ingeniosen Gedanken, die Sachen zu verbrennen. Das dauerte bei dem festgepreßten Papier recht lange. Er hätte derweil über alle Berge gefangen können! Der Mann ist der eifrigsten einer, aber für die Reise nicht mehr zu gebrauchen. Schade.

Nr. 46 habe ich nach erfolgtem Transit selbst versandt. Zuerst einiges in Adlfs. und Sigm. Wolte mir daselbst genaue Information betreffs der Verbrennerei beschaffen. Es war wirklich so.

Mit Freund Sch. saß ich abends im Gasthaus, wo ich wohnte, bei einem Schoppen. Da saß ein junger Schneider mit seiner Familie zusammen. Er stand in München in Arbeit und war in Familienangelegenheiten in Sigm. Er ist ein Parteigenosse und erzählte seinen Leuten schwere Räubergeschichten, wie sie sich den S.D. aus Zürich nach München holen. Ich sagte nichts dazu. Morgens in der Frühe flog ich ihm aber auf die Wade. Ich bedeutete ihm, daß er abends bis aufgeschritten habe; er könne sich jedoch rehabilitieren, indem er die für Bayern bestimmten Sachen wirklich mitnehme. Nachdem er seiner Bestürzung Herr geworden, machte sich der Handel zur Zufriedenheit.

Den anderen Teil mit den Schriften hatte ich in einen hölzernen Mägdeloffer als Kleider deklariert nach Schw. Bahnhoflagernd. Als ich hintank, war der Brief mit dem Fr.-Duplikat noch nicht dort. Ich ging derweil im Städtle spazieren. Auf einmal sehe ich den Güterhallenspanner auf einem Karren einen Koffer daherführen. Ich fragte, wo er damit hin wollte. „Zum Schl.“ sagte er. So hieß mein Freund, bei dem ich einstellen wollte. Mich überließ es gluthelß. Wie konnte man nur wissen, daß die Ware dorthin solle. Ich dachte nun, übel oder wohl muß ich jetzt abwarten, was da wird. Den Gedanken ans Ausreißen ließ ich nicht aufkommen. Plötzlich bog der Mann rechts ab. Ich sagte: „Da geht es doch nicht zum Schl.“ „Doch, der Kleiderhändler Schl. ist da drüben.“ erwiderte er. Ich bemerkte ihm nun, daß eine Verwechslung vorliege, der Koffer soll zum B. Schl., nicht zum Kleiderhändler. Er brachte das Ding dann auch hin. Nun klärte sich die Sache auch auf. Da der Koffer etwas lange nicht abgeholt wurde, so nahm der Mann an, die Sache bekommt doch kein anderer als der Kleiderhändler Schl., und da bringe ich es ihm derweil. Mein Duplikat war mittlerweile auch angekommen, und ich machte die Sache auf der Station in Ordnung.

Agim Schl. mußte ich in der Wstube packen und adressieren. Es kamen immer Kunden. Das war mir und ihm nicht angenehm. Pakete

machte ich fertig und schaffte sie zur Post. Im Vorraum vor dem Schalter adressierte ich dieselben, und so ging alles noch ohne Unfall ab. Betreffs Nr. 47 schreibe ich noch.

Herzlichen Gruß Ihr B.

24. Dezember 1880, abends.

Lieber Freund!

Komme jetzt erst dazu, Ihnen Abrechnung zu machen. Ich hatte eine Heidenarbeit, mein Geschäft wieder ins Laufende zu bringen. Die Lottelei der Leute ist groß, wenn ich fort bin. Madame ihre Stiefelchen sind leider nicht fertig, ich muß sie selbst machen.

Telegramm erhalten, aber nicht beantwortet, denn bis 49 geordnet können Sie neue Preislifte lange hier haben! Es läßt sich heute nacht des Sturmes wegen nicht gondeln. Mit „Teufel“ werden wir brechen müssen; Mast und Moris sind auch unzuverlässig. Die Freunde Hansen und Dornbittel sind ja stets bereit, aber ich mag den alten S. nicht zu sehr belästigen. Er hat auch schwer in seinem Geschäft zu kämpfen.

Die Versandstationen sind folgende:

Nr. 50

Meerane und Rölln in Offenb. Abf. Behr.

Augsb. und Abg. in Offenb. Abf. Braum.

Krefeld, Pfafen, Mainz in Straßburg. Abf. Mahn.

Annaberg, Halle, Erfurt in B. Baden. Abf. Seefeld.

Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim in Straßb. Abf. Wolf.

Herzlichen Gruß Ihr F. B.

P. S. Verschiedene der Genossen erzählten mir, daß sie mit der Haltung des S.D. nicht recht einverstanden seien. Populär-wissenschaftliche Arbeiten fehlten in letzter Zeit. Wer unsere Ideen nicht kenne, der finde sie in dem Blatt nicht. Einer meinte sogar, es sei nicht der Mühe wert, daß man sich für das Blatt in Gefahr begeben.

Den Jant mit Hans Most verwerfen alle. Sie sagen, man kenne ihn doch nun hinlänglich und solle ihm keine Antwort mehr geben, dann werde er auch zuletzt aufhören. D. D.

In dieser Weise wurde die Versendung elf Jahre lang Woche für Woche ausgeführt. Adressen, Frachtbriefe, Duplikate, Gepäckzettel und anderes trugen die Feldjäger in der Regel nicht bei sich, die wurden postlagernd oder an Vertrauensleute vorausgeschickt. Die Adressen waren fast immer mit unsichtbarer Tinte geschrieben. Hatte man keinen Unterschluß, so kam es oft vor, daß die Reagenz an einem distreten Ortschaften vorgenommen, die Adressen dem Gedächtnis eingepreßt und dann vernichtet wurden.

Daß der Postbetrieb gelegentlich auch durch allerlei Zwischenfälle gefährlich gestört wurde, zeigt eine Stelle aus einem meiner Briefe vom November 1880:

„Über den Gbppinger Unfall weiß ich nur, was deutsche Blätter melden. 15 bis 20 Gendarmen seien mit der Bahn hingekommen, haussuchten und verhafteten den Ausscheller Bronnenmeyer und noch einige.

In der sogenannten Gbri, unterhalb Reichenau, war auch Haus-suchung bei zwei Bauern. Man hat da entgegen unserer Order den „Wanzenod“ verbreitet! In G. D. in der Kaserne dergleichen. Es sollen zirka 80 Briefe mit „Wanzenod“ aus Straßburg an Soldaten eingetroffen sein.

Inhalt wurde mit Behagen gelesen und versteckt, wie ich höre. Einige lieferten die Sache dem Hauptmann ab. Dann gab es Versammlung und Reden der Hauptleute auf dem Hof. Wer in Straßburg den Unsinn gemacht hat, weiß ich nicht. Werde den Burtschen dort die Ohren steifen, wenn ich hinkomme.

Auch Peter (Pfa) in Stuttgart hat Ungemach zu gewärtigen. Zunächst ist die Adresse der Alara v. Zeng brüchig geworden. Dann hat er einem Parteifreund, der Beamter in einem kleinen Städtchen ist, den „Staatsanzeiger“ per Post unter Chiffre zugehen lassen. Wie es der böse Zufall fügte, hat ein Reisender unter gleicher Chiffre seine Korrespondenz erwartet und den Brief mit dem Blatt ausgehändigt erhalten. Der Mann ist ein großer „Patriot“ und machte Lärm. Jrgendeine Spur führte auf Peter, und der wird nun zur Buße geholt. Auch bei M. L. in Westheim hat der Kly eingeschlagen.“

Sara an Siegfried.

Aus den nächsten Jahren mag noch der nachstehende Brief von den lustig-ärgerlichen Verwicklungen zeugen, in die wir nicht selten gerieten; das Ungemach entstand in diesem Falle aus meinem Kriegsnamen „Wiedermann“:

Lieber Freund!

Kreuzlingen, 16. Juni 1882.

Ich bin gestern abend hier angekommen. Da ich besichtigen mußte, daß ich hier an der Grenze und namentlich in G. D. nicht unerkannt bleiben würde, ließ ich mir in Schaffhausen den Vollbart abnehmen, Schnurrbart, Brauen und Kopshaar schwarz färben.

Die Bäckerei fand ich vor. Transit ging ohne Unfall. Ware ging heute früh nach Donaueschingen. Nun aber hat sich etwas recht Unangenehmes ereignet.

Ich logierte mich im Wron hier ein und gab Order, Briefe an Adresse Wiedermann mir auszuhandigen. Beim Frühstück brachte Herr

Gerneau, der Hotelier, auch einen solchen. Ich öffne. Aber... „Mein lieber Siegfried!“ fängt der Brief an. Ich sehe gleich, daß mich auch der weitere Inhalt nicht angeht. Und die Unterschrift: „Deine Dich liebende Sara“ machte mir das erst recht begreiflich!

Im gleichen Moment kommt ein Handlungsreisender Wiedermann aus Winterthur und fragt nach Briefen. Ich gebe ihm unter höflichen Entschuldigungen den Brief. Er ist's zufrieden.

Jetzt kommt der Postbote Gremli gerade mit Ihrem eingeschriebenen an Wiedermann. Er hört von der Verwechslung, sieht mich an und ruft: „Ei, Sie sind ja der Herr B.! An den Augen erkenne ich Sie. Den eingeschriebenen Brief darf ich Ihnen nun nicht geben.“ Der Hotelier schimpfte nun wie ein Hochspah auf uns Sozi, die ihn noch in Verlegenheit brächten.

Ich ging zum Postmeister, der sagte mir, der Aufgeber solle per Depesche melden, daß der Wiedermannbrief an Belli auszuhandigen sei, und dann bekäme ich denselben.

Bitte also, telegraphieren Sie sofort an das Postamt hier. Habe ich den Brief mit der Preisliste, werde ich der Ware gleich nachfahren. Zur Beruhigung erhalten Sie dann Drahtnachricht.

Herzlichen Gruß Ihr S. B.

Diese Tour ging dann ohne weiteren Unfall ab. Als ich einige Tage nachher nach Hause kam, kannten mich meine Kinder nicht mehr. Eines sagte: „Das ist ja der Bäcker Hirsch.“ Dies war ein Nachbar von uns.

Der in obigen Briefen genannte Genosse Franz Siegle und seine Freunde waren im Reichsland damals sehr rühlig für uns. Das war der in Aussicht stehenden Reichstagswahlen wegen dem Statthalter Mantuffel recht unangenehm. Aus Mülhausen wurden einige „ausländische Verführer“ entfernt und die Genossen Siegle und Schilde 1881 aus Elsaß-Lothringen verwiesen. Durch diese Maßregel sollte unserer Mahlagitation der Stützpunkt entzogen werden.

Schilde ließ sich in Kehl nieder, von wo aus er sein Geschäft in Straßburg leitete. Später wurde ihm die Rückkehr gestattet. Siegle, ein lauterer und braver Mensch, kam zu uns nach Zürich. Genosse G. Schön, damals in Zug, vermittelte ihm Arbeit. Zuerst in Zug, später in Eslingen. Dann machte er sich selbständig in Zürich als Hingießer, und zwar, um für eine ältere Schwester, die sich als Magd bei einem gottesfürchtigen schwäbischen Bauern keine irdischen Güter, wohl aber ein Kind erworben hatte, besser sorgen zu können. 1887 ist der geplagte Mann gestorben.

Sein Bruder, ein katholischer Priester, der sich um das „Mensch“ mit ihrem Kinde nie gekümmert hatte, sandte nun sofort eine andere

Fenster vorbeisaukte. Nur der sonnenscheue Beamte merkte nichts davon. Der Sohn ging auf die Straße, wälzte die Ballen in einen Rachen, der am Ufer lag, und ruderte auf den See hinaus.

Mittlerweile war das Haus von unten bis oben gründlich durchsucht worden. Ärgerlich gingen die Beamten. Der eine brummte: „Es isch wie verheert. Mer wisse doch ganz gwis, daß ebbis do isch!“

Als die Herren fort waren, brachte der junge Mann die Ware vom See zurück. Die Hausbewohner sammelten sich um die vernügte Familie, denn ihnen war es unheimlich geworden, da niemand den Flug der Flugblätter gesehen hatte. Es halfen alle zusammen, sie weiterflattern zu lassen.

Eine Zeitlang führte unser Weg an dem Grundstück des bekannten Dichters Joseph Viktor v. Scheffel entlang, wobei wir manchmal ganz in die Nähe seiner Villa kamen. Da Scheffel in uns wohl Diebe oder sonstige Schädlinge vermutet haben mochte, gab er dem Stationskommandanten in N. Mitteilung, die aber keine weitere Folge hatte.

Es gab auch Leute aus der Bourgeoisie, Industrielle und Beamte, die uns im Gegenteil aufsuchten, denn es gling bei den Leuten das Gerücht, daß sich in der Partei Personen mit großen Reichthümern und solche, die höchste Stellungen inne hätten, befänden. Und wie sich der Trompeter von Säckingen um den Staat verdient zu machen glaubte, indem er uns denunzierte, so meinten andere ihre Finanzen aufzubessern, indem sie uns förderten.

Unter anderen gab sich eine Witwe aus dem Elsass viele Mühe, auf geheimnisvollen Wegen mit uns in Verbindung zu treten. Die Frau, die durch einen verschwenderischen Mann um ihr Geld gekommen war, hatte wohl die stille Sehnsucht, ihre Vermögensverhältnisse durch uns wieder ins Gleich zu bringen.

Wir wir uns überzeugt hatten, daß sie uns wirklich Dienste leisten konnte, traten wir in Unterhandlung mit ihr. Sie erzählte, man habe ihr gesagt, daß für das Exemplar eine Mark bezahlt werde. Wenn sie 10000 Exemplare befördere, müsse sie 10000 Mark dafür erhalten. Nur schwer ließ sie sich belehren, daß das nicht so sei. Am Ende ließ sie sich aber doch herbei, die Sachen zu vermitteln, um eine Mark für ein Kilogramm. Sie war sehr geschickt, und wir konnten zufrieden sein.

Freiwillige.

So möglich uns die Hilfe solcher Leute war, angenehmer war es, wenn sich unverhofft Freiwillige zu uns fanden. Aber den Eifer und Opfermut der Parteigenossen ging nichts. Daran konnte man seine helle Freude haben. Im Rahmen dieser Schilderungen ist es nicht möglich, all der Tapferen zu gedenken und gerecht zu werden.

Ich muß mich darauf beschränken, nur einzelner besonders zu gedenken. Ein ganz besonders hervorstechender Zug war die Unzeitgenüßigkeit der Genossen. Sie setzten eine Ehre darin, Dienste leisten zu dürfen. Wurden den Braven die nötigen Speisen ersetzt, waren sie zufrieden.

Eines Abends stellte sich bei mir ein junger Mann ein. Hans Arnold war es. Vor einigen Tagen war er in einem Konstanzer Handelshaus als Kommiss eingetreten. Sein Name war mir nicht unbekannt. In der „Neuen Welt“ hatte ich Gedichte von ihm gelesen.

Im Hotel Zum hohen Haus in Konstanz nahm er seine Mahlzeiten ein. Dort hörte er von unseren Schmutzgeizigen. Die Tischgenossen erzählten wahre Räubergeschichten von uns. Es schien, als ob die Leute stolz darauf seien, von der Sache auch etwas zu wissen. Einer wollte mich in allerhand Verkleidungen, als Kutscher, Koch usw. gesehen haben. „Verraten wird aber nichts,“ fügte er selbstzufrieden hinzu. Ja, der Oberamtman soll der Polizei erklärt haben: Er wisse bestimmt, daß ich öfter herüberkäme, er habe mich selbst schon gesehen, und wenn sie auf dem Posten wäre, müßte ich längst dingfest sein.

Das erzählte mir Arnold und meldete sich in Reich und Glied. Seine Stiefelschäfte wurden nun sofort mit Briefexemplaren wattiert. Der Mann hat lange tapfer mitgeholfen. Das Gefängnis war sein Lohn.

Er begründete ein eigenes Geschäft in Konstanz, das er zu ganz ansehnlicher Blüte brachte. Seit 1906 betrauert seine brave Familie den Leiber viel zu früh Verstorbenen. Ehre dem „Jugendlichen“, so hatte der rote Postmeister ihn getauft.

Eine hellere Szene, die sich bei der Verhandlung gegen Hans Arnold in Konstanz abspielte, soll hier auch noch erzählt werden.

Unter dem Beweismaterial befand sich ein Brief, von dem der Ankläger annahm, daß er mit chemischer Tinte beschriebener sei. Der Sachverständige, Apotheker Reiner, sollte die Reagenz vornehmen. Er hatte auch richtig die beiden nötigen Stoffe bei der Hand. Nur verwechselte er dieselben. Unter großer Spannung ging die Prozedur vor sich. Statt mit der Reagenzsubstanz das Blatt Papier zu überstreichen, nahm er die Schreibsubstanz, und im Nu war auf dem ganzen Papier ein großer blauer Matsch. Der Verdruß der Herren war nicht klein. Herr Reiner war ein liberaler Freidenker und braver Mann. Wir neigten der Ansicht zu, daß das Versehen wohl kein Versehen war!

Seine Pbn bekam Arnold doch. Der Schreibsachverständige war es, der aus dem Schnörkel einer Frachtbriefunterschrift, ganz irrig wie gewöhnlich, einen Strid drehte.

Unvergesslich ist mir auch der Gutmacher Steinberger. Dorndistel war sein Kriegsname. Ein Bayer war er und blutarm. An Eifer und Ausdauer konnte er kaum übertroffen werden. Seine Frau, eine Münchnerin, war nicht minder tapfer und ihm und Gaug in der Korrespondenz behilflich. Der Mann lebt heute in München. Ein Proletarier ist er geblieben, der sich brav und redlich durch die Welt schlägt.

Im weltbekanntesten Inselhotel hatten wir auch gute Freunde. Ost legte unser Kahn nach Mitternacht dort an. Die Konterbande wurde geborgen. Mit den Koffern der Hotelgäste wanderte sie anderntags zur Bahn.

Bekehrte.

„Dort gehen Genossen,“ sagte der Onkel meiner Frau spöttisch zu mir und deutete auf vorübergehende italienische Arbeiter. Wir brachten Aussteuerstücke in meine Wohnung, denn die Hochzeit war in den nächsten Tagen. Dem Onkel lag die Sache nicht recht; er war ein rühriger Nationalliberaler und bangte für seine elternlose Nichte an der Seite eines „Noten“.

Ich beachtete diese Bemerkung nicht, gab ihm aber gelegentlich Schäffles Quintessenz des Sozialismus und Bebels Frau zum Lesen. Bei der Hochzeit machte er sich noch weiblich lustig über die Genossen. Einige Tage nachher kam er kleinlaut zu mir. Bald wurde er lebendiger und gestand: „Vetter, ich muß dir abbitten. Das ist etwas ganz anderes, was ich in den Büchern las, als was ich bislang über euch hörte und wusste.“

Ich nickte dazu, und meine Frau sprang überrascht auf über die reinige Wandlung des Oheims. Er aber sagte so feierlich, daß wir in lustiges Lachen ausbrachen: „Vetter und Wäschen, von jetzt an bin ich der Curige.“

Das war „Hansen“, J. G. Gaug. Er betrieb in Emmishofen ein Möbelgeschäft. Die Ausdauer des schon älteren Mannes war bewunderungswürdig, er war stets zu helfen bereit, ebenso seine Frau und die jungen Söhne.

Die Emmishofer waren dem „Schwobe“ um dieser Dinge willen nicht sehr gewogen. Als Hansen einmal erwischt und in Konstanz eingesperrt wurde, da gab es eine Heze gegen ihn. Die Schweizer verlangten vom Grafen Zeppelin auf Hiersberg, daß er dem „Teiler“ die Rundschaft entziehe.

Graf Zeppelin aber beachtete diese niederen Wünsche nicht.

Zweimal wurde dem Manne sein Besuch um die Schweizer Bürgeraufnahme durch die Gemeindebestimmung abgelehnt. Das kränkte ihn tief. Im Männerchor war er ein hervorragender Tenor.

Mit Liebe und Stolz hing er am edlen Sang. Den Rücken kehrte er nun der Sängerrunde. Gewurmt bis an sein Ende hat ihn, daß er die Undankbaren so oft und lange mit seiner schönen Stimme erfreut hatte.

Tätig waren in jenem Bezirk der Tischler Simon Maus, Arbeiter bei Gaug und nun hochbetagt bei dessen Nachfolger. Der verstorbene Genosse Wilhelm Stark, der Schneider Derleth und seine Frau. In der Reichenau Genosse Grieser und einige Freunde. In späteren Jahren Gustav Schaffner. Auch dieser weilt nicht mehr unter den Lebenden. Sein Daimler-Motorboot „Annemarie“ trug eine rote Flagge und tat fleißig Dienst!

Dann noch viele Ungenannte und Vergessene, denen wir warmen Dank schuldig sind.

Der Wbdener Kongreß.

Am 20. bis 28. August fand der Kongreß zu Wbden statt. Das war die Sammlung der versprengten Armee. Von da an wurde die Verbreitung und der Aufschwung des „Sozialdemokrat“ lebhafter. Über die Verhandlungen zu berichten, ist hier nicht der Platz. Manch älterer Parteigenosse dürfte im Besitz des Protokollens sein.

Die einleitenden Arbeiten und die Geheimhaltung des Ortes ließ sich Motteler aneignen sein. Bei Ossingen im Kanton Zürich lag in lieblichem Gelände das halbverfallene Schloß Wbden. Von dem Eigentümer, einem Basler Privatier, wurde das alte Nest gemietet, und zwar: zur Abhaltung einer Generalversammlung der Krankens- und Sterbekasse deutscher Arbeitervereine in der Schweiz. Der Mittersaal war der einzige wohnliche Raum des Schlosses.

In der „Schlangemühle“ zu Winterthur erwartete der rote Postmeister die Sendboten aus Deutschland. Hier erhielten sie die Wegweisung nach dem Raubschloß und zogen dorthin. Am Schlusse folgte Motteler ihnen nach.

Das Wetter war prachtwoll und die Augustsonne hatte eine revolutionäre Hitze, die selbst uns zu stark war. Im Saale führten die Redner heidsäckelig ihre Debatten, und das Feuer ihrer Überzeugung wurde gehütet wie in einem Thermophor.

Freund Hansen und ich waren als Gäste und Vertreter von Mottelers „Seelöwen und Walfischen“ da. Hansen fließ mich an, als er den Saal betrat. Wir brauchten kein Wort zu reden, sondern wir fühlten, wie tief uns beiden der Eindruck dieses Augenblicks ging. Wir sahen die verehrten Führer und viele Freunde hier zum erstenmal. Ich war nur mit Ignaz Auer näher bekannt, denn wir waren beide im Jahre 1889 Mitglieder des Arbeiterbildungsvereins in Passau gewesen.

Nach der Tagesarbeit konnten in den Gasthäusern zu Dillingen nur ein paar Leute Platz finden, wir anderen schliefen im alten Ökonomiegebäude auf Stroh. Für des Leibes Notdurft sorgte die Frau des Schweizer Genossen Hättenschwpler und eine Köchin. Sie kochten, bukten und brieten in der großen, rauchgeschwärzten Küche, wo früher sich Brastspieße drehen und das Fett dick heruntertropfte.

Als das Mahl vorüber war, strebten die Kämpen ins Freie. Da warf man sich ins Gras und schaute unter den schattigen Bäumen in den Himmel hinein. Aber bald verfinsterte er sich, denn es wurden lilabunte Gewitterwölkchen geschoben, Blitze durchfuhren sie und schlugen in die Bäume und in die Köpfe ein.

Max Regel, der Parteipoet, hatte das Unwetter angerichtet, und Karl Kautsky, der Stratege, zeichnete die Wetterlaunen und Niederschläge aufs Papier. Es mögen hier einige Proben aus der seltenen Wüdenener Kongresszeitung ihre Auserkennung haben, zu denen auch die nebenstehenden Illustrationen gehören.

Von dem gefährlichen Tun der sozialdemokratischen Ritter auf Schloß Wüden erzählte das Gedicht:

Mit allen Mitteln.

Es steht ein Schloß im Schweizerland,
Da wird an den Staaten gerüttelt,
Da wird der Umsturz zu Recht erkannt,
Da wird nicht „gesetzlich gemittelt“.

Der helle Kommunismus blüht,
Man ist und trinkt gemeinsam,
Des Nachts das Volk zum Schlafhaus zieht,
Um nicht zu ruhen einsam.

Der tolle Hans, der Fehde blies,
Hier wird er abgeschlachtet,
Und in der Verachtung Burgverlies,
Da wird er eingeschachtet.

Die rote Republik, sie wacht
An unsres Schlosses Pforte.
Wer hält' in London das gedacht
Von der Bedientenhorde!

Dann folgte eine Beschreibung der Lebens- und Charaktereigenschaften der Schloßbewohner:

August kann sich zehnfach verdoppeln und ist mehr wert als ganz Berlin. Julius Schminckopf (Wahlteich) hat ein Faible für das Faulz, dem er zu Hilfe kommt. Über Nazi ist wenig einzelnes zu sagen, da er (nach Augusts Versicherung) überhaupt ein ganz schrecklicher Kerl

Das uralte Raubschloß.

f. Kautsky'scherhau!



Don. Kautsky, Kautsky'scherhau!

Man bekam keinen der geheimnisvollen Schlüssel zum Turm der Herrschaft
mit Ausnahme der Wachen, welche die Wege zum Schloß absperrten und, um einen
Toten auf dem Thurm zu beschreiben, niemand außer Kautsky'scherhau!



Das goldene Kalb und seine Priester

„Frei nach der ‚Freiheit‘“ [1886 10. April]

ist. Die Rothaut (Schliter) hat einen sehr entwickelten Formensinn, den er sogar bis auf die Kolporteurs ausdehnt. Bruder Hamburger hat ein sehr schwaches Schamgefühl, denn er errödet nicht einmal beim Häuserabbrechen; dagegen gibt er wunderbare Löhne (zur Geschäftsordnung) ab, sobald man ihm einen Schinken ausreißen will. Julius lebt von Stroh, läßt sich mit Sozialdemokraten spicken und einpacken, hat aber doch ein so lächelndes Gesicht, daß ihn Ede trotzdem ansieht. Georg hat einen so guten Magen, daß er sich durch Berge von Mißtrauen hindurchzureißen vermag; auch hat er sich eine moralische Hornhaut angeschafft. Parisius hat so lange Beine, daß er stets mit dem einen in Paris und mit dem anderen in Brüssel steht: trotzdem bittet er nur kurz ums Wort. Dornbusch (Frisische) spricht seiner Natur gemäß immer artig und vermag überdies mit Anführungszeichen zu reden; sein Inhalt ist gut, aber Form und Ton tadelnswert. Ede spricht beschränkt und befindet sich stets in einer erfreulichen Unklarheit. Stuttgarter läßt sich nicht zur Geduld hinreißen. Und da ihm der Leser nachahmen könnte, so machen wir es, ungleich den meisten Schloßbewohnern, lieber kurz und schließen, ohne durch den Vorstehenden gezwungen zu sein.

Nachdem sich dies die Genossen eingepägt und sich von ihrer Heiterkeit erholt hatten, wurden die „Ausprüche großer Männer“ in boshaft gewundenen Nebelblumen verraten:

Man wird schon erkennen, wie die Herren Delegierten entstanden sind.

Wir haben genug Literaten, welche unsere Partei mit Hingebung und Erfolg hochhalten, wir brauchen in Kärnten nicht noch einen Paulenzer mehr.

Ich werde möglichst beschränkt sprechen.

Ich befinde mich in einer sehr erfreulichen Unklarheit über die Geschäftsordnung.

Wir dürfen uns nicht zur Geduld hinreißen lassen.

Sie hatten 6000 Mark Defizit in barem Gelde.

Ich bin gegen Schluß der Rednerliste, weil man noch nicht weiß, was die zwanzig eingeschriebenen Redner sagen wollen.

August ist mehr wert als ganz Berlin.

Wer nicht mit uns das Stroh genießen will...

Die Solbarmhaft auf den Köpfen der Genossenschaft.

Mit dem Strom der Zeit muß man dem Kampf ums Dasein gewachsen sein.

Hierauf ließ sich der rote Feldpostmeister über die Parteifeldpost folgendermaßen aus:

Welti, die rote Feldpost.

... Die Reichsdiiebe mit dem Posthorn, Spitzeln und Schmalz-
gesellen machen uns zu schaffen. Es kostet immer Mühe, eine Nummer
mit heller Haut durchzubringen. Einst wurde ein Fehljäger mit Büchern
am Leib erwischt und das Loch wurde gestopft. Aber unsere See-
löwen sind trotzdem jeden Augenblick schußfertig. Ihr Werk ist wichtig,
denn das Agitationsmaterial muß in Fleisch und Blut übergehen, in-
dem es ins Jenseits befördert wird. Hunderte von Grenzwohnern
spielten sich mit „Sozialdemokraten“ und packten sich ein. So muß
es jeder machen und so viel von unseren Wangen über die Flügel
schaffen, bis im ganzen deutschen Polizeigebiet jeder Weg, ja jede
Schlüssel damit bedeckt ist und unsere Feinde daran elendiglich er-
stickten!

Für Hans Most wurde ein kluges Verhalten also gekennzeichnet:

Man muß sich stets auf hohem Pferd
Den mißvergnügten Massen zeigen,
Und ist der Reiter auch nichts wert,
Sie werden sich dem Gaul verneigen!

Der „Hansschimpfnicht“ (Most) stellte dafür den sozialistischen
Rohgrepprittern dieses Gutachten aus:

Das ist eine Eohn-gräßliche,
Ganz unermessliche,
Reaktionsnächtsche,
Ganz Lieblnechtsche,
Prinzipiendreckige,
Auch ehrenflechtige,
Feudalschloßbesitzende,
Der „Freiheit“ nichts nitkende,
Diktatorwertende,
Auf Stroh ruhende,
Die Debatte ausdehnende,
Meinen Protest ablehnende,
Sich als Vertretung gebärdende,
Von mir aber nicht besucht werdende,
Überhaupt ganz impertinente,
Total impotente,
Ganz meschante,
Weil gegen mich ungalante,
Geistig ärmliche
Und ganz erbärmliche
Froschmoluskenbreitgesellschaft.

Zur Erholung von diesen kräftigen Objektivten mußte ein neuer
Kranz Nebelblumen gewunden werden:

In der Redaktion des „Sozialdemokrat“ ist ein Mangel vorhanden,
der eigentlich nicht vorhanden ist.

Ich und D., wir lesen uns gegenseitig nicht.

Seeren Sie sich nur ganz ungeniert aus.

Wer sich den Bürger Julius trotz seines lächelnden Gesichtes
angesehen hat.

Ich habe „freundlich“ mit Anführungszeichen gesagt.

Nachdem eine Ruhepause entstand, wurde der bunte Kranz
zu Ende geknüpft und zur Erheiterung und Betrachtung an die
schattigen Bäume des Schlosses Wyden gehängt.

Auch ich befinde mich in der Lage, einige Worte zu ergreifen.

Die Dornbuschische Rede hatte nur einen tadelnswerten Ton,
der Inhalt war gut.

Es ist vom Statthalteramt berichtet worden, daß man nichts
gegen die Sache haben könne, weil sie ungesetlich sei.

Wenn deswegen die Versammlung aufhören möchte, so möchte
sie sich keinen Zwang antun.

Einzelne Herren Personen.

Wenn keine Kommission da ist, gründe man doch wenigstens eine
Subkommission.

Ich schäme mich gar nicht, im Winter Häuser abgebrochen zu
haben.

Sie wollen uns den Schinken wieder herausreißen.

Die Schweizer stellten sich unter diesen Wübener Tagen schreck-
liche Dinge vor. Die Zeitungen sandten ängstliche und dunkle Be-
richte hinaus in die Welt:

„Auf dem alten Schloß Wyden gehen seltsame Dinge vor. Welt-
hin ins Land hört man aus dem Innern desselben merkwürdige
Stimmen erschallen. Bis spät in die Nacht leuchtet hell auf die
Fenster. Aus dem zerfallenen Kamin steigt Rauch empor. Niemand
weiß, was diese unheimlichen Dinge zu bedeuten haben. Man munkelt,
allerlei Gestalten mit fremdländischem Aussehen seien mit den Flügen
von Zürich gekommen und dann dem Schloß zugezogen.“

Am letzten Tage, kurz vor Beendigung der Verhandlungen, kam
der Statthalter von dem benachbarten Wüdenfingen mit seinem Weibel.
Beim „Kastellan“ erbat er sich Einlaß und Aufschluß. Wollmar lud
den Statthalter ein, den Verhandlungen beizuwohnen, aber er ver-
zichtete darauf, und die Sache war gut.

Dann war der „Spul“ zu Ende.

Auch Hansen und ich fuhren nach der Grenze, denn es wartete
dort eine Menge Arbeit auf uns. Im Wagen sagte Hansen zu mir:

„Dort vorn ist ein Delegierter.“ Es war Max Regel, der mit seinem stillvergnügten Lächeln dasaß. Ich nickte ihm zu und wollte ihn begrüßen, da wurde er ernst und sah auf die Seite. Auf der ganzen Fahrt würdigte er uns keines Blickes. In Eimmishofen stiegen wir aus. Es schien, als ob Regel auch aussteigen, es uns aber nicht merken lassen wollte. Wir kümmerten uns nicht mehr um ihn und gingen zu mir nach Hause. Nach einer Viertelstunde klopfte es schließlich bei mir an. Regel trat herein. Motteler hatte ihm Schriften mitgegeben und ihn an mich gewiesen, damit sie sicher über die Grenze kämen. Auf dem Schlosse hatte uns Regel bei seiner Kurzsichtigkeit nicht beachtet, im Zuge aber galt ihm mein Gruß für spiteltechnische Anbiederung. Jetzt freute er sich über die angenehme Enttäuschung. Wir erledigten seine Aufgabe und verbrachten noch ein paar Stunden zusammen, bis er ohne Bangen weiterreiste.

Die Schwaben und der „Soldat“.

Der rote Postmeister entließ die Wydener Freunde mit Lehren und Ermahnungen zur Vorsicht. Eine Anzahl nahm er mit nach Zürich, um ihnen in Ruhe und unter sich seine Wünsche und Pläne ans Herz zu legen. Einem Schwaben hielt er diese Standrede: „Ihr meineten ärgert mich, daß ich mit euch, meinen engeren Landsleuten, fast gar nichts anfangen kann. Das württembergische Bodenseufer liegt mir vor der Nase wie ein Kuchladen. Vorwärts, nach Hause und Wandel geschafft.“ Nach dieser Ermunterung gelang es denn auch später den Schwaben, einen Weg in Gang zu bringen.

Von Wyden wieder zu Hause, hatte ich mich um die erwähnten Hindernisse der Nummern 39 und 40 des „Sozialdemokrat“ zu kümmern. Ich sah, daß neue Maßregeln nötig waren, und fuhr anderntags früh 5 Uhr zu Motteler nach Zürich. Nachdem wir uns über die Sache geeinigt, sagte er mir: „Oben auf seinem Zimmer arbeitet der ‚Soldat‘ (Wilhelm Liebtnecht), der interessiert sich sehr für unsere Pläne. Hören Sie, was er dazu meint.“

Ich ging hinauf. „Vorzüglich, sehr gut, ausgezeichnet, ganz einverstanden!“ rief er aus, als ich die Dinge schilderte. „Nun aber gehen Sie sofort und führen die Sache aus.“ „Ich bin seit 4 Uhr auf den Beinen und will in Zürich doch noch zuvor Mittag essen,“ wendete ich ein. „Was, ein Kerl wie Sie, der sich nächstelang auf dem Bodensee herumholt, kann auch ohne gegessen in die Kampagne,“ meinte er bestimmt.

Ich ging und nahm, trotz aller Hochachtung vor dem alten Freischärler, in Zürich ein Mahl, in Gesellschaft des Fremdes Emil Beck. Gewissensbisse empfand ich darob nicht, denn die Kampagne hat darunter nicht gelitten.

Zufälle.

In unserem Postbetrieb gab es dergleichen Zufälle genug. In Offenburg diente für größere Sendungen ein Schuhmachermeister als Deckadresse. Da wurde auf einer Grenzstation eine Kiste an den Mann adressiert aufgegeben. Das gepresste Papier und die Bücher waren sehr schwer, und man mußte deshalb stets solche dem Volumen und Gewicht entsprechende Deklarationen wählen. Der Inhalt unserer Kiste waren Leisten und Werkzeug. So ging es auch glatt, die Kiste war schon im Wagen, da sah ein Grenzer noch die Frachtbriefe durch. Der Name fiel ihm auf. Er hatte bei dem Meister früher als Geselle gearbeitet. „Was,“ sagte er, „dieser arme Teufel bekommt eine Sendung Leisten und Werkzeug! Das ist nicht möglich, da ist etwas faul. Ich will die Sendung sehen.“

Es folgte Entdeckung und Konfiskation. Dem Schuster geschah nichts, er nannte den Vermittler, der nach Zürich entflohen, um den Freunden in Offenburg weiteres Unheil zu verhüten, verhalfen wir dem Vermittler nach Philadelphia.

Der Lederwarengroßhändler Dreifuß in Sulzburg in Baden machte Geschäfte mit mir. Bei einem Besuch erzählte er mir, daß man bei ihm gehausucht, das ganze Geschäft durchstübert habe und ihn zuletzt noch einsperren wollte. Die Sache hätte mit mir zusammengehungen, und er wollte nun wissen, was denn mit mir los sei. Ich gestand ihm, daß seine Firma bei einer verunglückten „Lederfendung“ von uns als Absender bezeichnet worden sei. Der Mann nahm die Sache nicht übel und machte ferner Geschäfte mit mir.

Anderes ein Handlungsreisender. Dessen Wirt brachte mir den Koffer dieses Herrn zur Reparatur. Im Koffer lag seine Visitenkarte, die ich gleich als Absender an ein Gepäckstück hing. Die Polizei nahm die Ware auf und belästigte den vermeintlichen Absender. Der geriet in große Aufregung und brachte die Sache zur Anzeige. Ich bißte den Fall mit 8 Franken wegen Namensmißbrauch, „jedoch nicht in gewinnlicherer Absicht geschehen“.

Eines anderen Tages erhielt ich den Besuch eines Bekannten aus Zimmernstadt. „Du bist gestern in Friedrichshafen verhaftet worden,“ sagte er gleich nach der Begrüßung. „Ich war gerade dort, als der Dampfer von Romauhorn landete.“ Ich sah ihn sehr verwundert an; er ließ sich aber nicht beirren und sagte: „Doch, doch! Der Wachtmeister, ein Freund von mir, nahm einen aussteigenden Herrn fest. Als ich ihn fragte, was er da für einen Fang gemacht habe, erwiderte er: ‚Na, keinen schlechten. Jetzt haben wir endlich den langgesuchten Belli, der alle Grenzen mit seinem sozialdemokratischen Schriftenfehnmuggel unsicher macht!‘“

„So so,“ sagte ich, „meinst du? Den Betti kenne ich zufällig; ich kann dir nur sagen, daß du einen Falschen gegriffen hast.“ Der Wachtmeister kam nicht aus der Fassung. Er meinte, der Verhaftete protestiere zwar, daß er so heiße, aber es stimme doch ganz genau mit dem Signalement. Außerdem sei auch gemeldet, daß er heute dort ankomme.

Und bald mußte die Polizei den Verhafteten wieder laufen lassen.

Im Mai 1880 kam Hans Most zu mir. Er hatte für seine Freiheit Wege nötig, konnte aber bei mir nichts erreichen. Dann reiste er nach Morsbach, wo er den Kongreß vermutete. Er fand dort nicht statt, dagegen holten ihn Bernstein und Fischer zur Abrechnung nach Zürich. In öffentlicher Versammlung zeigte er sich versöhnlich. Nach London zurückgekehrt, hielt er aber nicht Wort, und der Kampf mit ihm ging weiter. Im gleichen Monnemond kam ein eleganter, frisch aussehender Herr in mein Geschäft und bestellte ein Paar Stiefel. Dr. Wiebe nannte er sich.

„Sie sind wohl der ‚Neue Gesellschaft‘-Herausgeber?“ fragte ich

„Ja,“ war die Antwort. Wir unterhielten uns über dies und das, auch über die Partei. Plötzlich sagte Dr. Wiebe: „Wissen Sie, eigentlich bin ich sehr enttäuscht über die Bewegung; die Führer sind zu lendenlahm. Hans Most ist der einzige, der mir noch imponiert. Ich will Ihnen nur sagen, ich habe geglaubt, die Sache würde schneller gehen.“

„Aber...“ wollte ich erwidern, da unterbrach er mich lächelnd: „Ich wohne im Löwen; es wird mich freuen, Sie da bei einem Glase zu treffen. Doch lassen Sie ja nicht merken, daß wir uns als ‚Note‘ kennen, denn ich gehe hier auf — — Freierzüssen.“

Ähnlich hat noch manch einer aus der bürgerlichen Welt, der sich uns zugewandt hatte, den Weg wieder rückwärts gesucht!

Wilhelm I. und andere heimliche Helfer.

Wenn der alte Kaiser Wilhelm auf der Mainau war, dann blühte unser Weizen. Da jagte ein Fest das andere und eine Serenade folgte auf die andere. Zwischendurch aber paschten wir unter dem Schutze der Gurrpatrioten und der Behörden lustig darauf los.

Es ist heute noch ein Geheimnis, wie ungeschmuggelte, direkt aus der Schweiz kommende, aber mit der Revisionssplombe versehene Koffi auf deutschen Stationen ungehindert durchgingen. Oder daß in Lindau eine uns abgenommene Kiste, die im Keller des Polizeifokals untergebracht, anderntags spurlos verschwunden war. Aber sie ist doch in München zu dem richtigen Empfänger gelangt.

So auch in Giebichenstein. Da wurde eine verdächtige Kiste festgehalten. Sie blieb über Nacht in der Halle. Morgens beim Öffnen war sie von unten bis oben mit der „Leipziger Zeitung“ angefüllt.